



care[®]_reichmacher

**Was
macht**



**Dich
reich
?**

„Was macht Dich reich?“

Soso, Post von CARE ... das kommt mir doch bekannt vor. Was war das gleich? Ach ja, die hatten doch mal diesen Schreibwettbewerb, wo man seine Weltenretter-Ideen einreichen konnte. Frau Klemm hatte das damals im Deutsch-LK vorgestellt, „nur noch kurz die Welt retten ...“ hieß das, wie der Song von Tim Bendzko. Ich hab das damals ja nicht so ernst genommen, aber als ich dann die Geschichten las fand ich das doch ganz cool. Also, was wollen sie diesmal wissen ... „Was macht Dich reich?“ Also Leute, das ist doch schnell erzählt. Wart Ihr vielleicht in letzter Zeit mal in der Stadt, Klamotten kaufen? Allein schon wenn man mal eine neue Leggings braucht oder so, da geht schon gleich die Hälfte vom Taschengeld drauf. Mir ist ja klar, dass mir meine Eltern auch nicht endlos Kohle rüberschieben können, aber zum Glück steckt mir Oma Hermann ab und zu noch was zu, sonst kommt man ja echt nicht über die Runden. Also Oma Hermann, die ist ja nicht meine richtige Oma. Die kennt Ihr vielleicht noch vom letzten Mal, der helfe ich beim Putzen, kauf mal für sie ein und so. Die hat ja selber noch viel weniger Geld, seit ihr Mann gestorben ist ... Aber Moment mal – vielleicht meinen die das ganz anders mit dem Reichmachen? Frau Klemm würde natürlich sagen, das liegt ganz an uns, wie das gemeint ist, also wie wir das interpretieren. Das ist ja schließlich der Witz an einem Wettbewerb. Vermutlich hat sie mal wieder Recht.

Aber jetzt ist es ja eh zu spät, und ich hab schon wieder nicht mitgemacht. Doof, aber man kommt ja auch zu nichts, vor lauter Schule und dies und jenes. Also mal sehen, was den anderen so eingefallen ist. Das fängt schon mal echt schön an mit dem Zauberlächeln, echt schöne Idee. Und dann kommt gleich die Geschichte von Opa Anton, da muss ich ja gleich schon wieder an Oma Hermann denken! Da wär ich ja nie drauf gekommen. Oder die Begegnung mit Nala aus Kenia ... Übrigens sind diesmal auch Fotos dabei, also eigentlich sind es auch Bildergeschichten. Bei den Älteren sind gleich zwei dabei, die schon letztes Mal einen Preis bekommen haben. Respekt. Da sind auch echt ernste Themen dabei, zum Beispiel wie das ist wenn man jemanden verliert, oder wenn man selbst keinen Ausweg sieht ... Und klasse schreiben können die, Doppelrespekt!

Naja, da sind noch viel mehr interessante Geschichten dabei, das müsst Ihr sowieso selber lesen. Ich muss auch gleich weiter

zu Oma Hermann, aber eins noch: der Clou kommt zum Schluss, diesmal gibt es auch Geschichten von Jugendlichen aus Kenia und aus Syrien! Also darauf hätten die von CARE auch schon letztes Mal kommen können, schließlich sind die eine internationale Organisation. Aber eins kann ich Euch sagen: wenn man auf der Flucht ist vor einem Krieg und vor Vertreibung, wenn man nicht weiß, was aus Freunden oder aus der Familie geworden ist, da geht man gleich noch mal ganz anders ran an das Thema.

Aber lest selbst, für mich ist jedenfalls klar: nächstes Mal mache ich mit. Kann doch nicht wahr sein dass ich das immer verpenne.

P.S.: Da bin ich nochmal. Ich war bei Oma Hermann, und da dachte ich, ich frag mal sie, was sie eigentlich reich macht. Und wisst Ihr, was sie gesagt hat? Dass ich schon so lange zu ihr komme, ihr helfe und sie nicht alleine lasse, wo ich doch so viel für die Schule machen muss und dann noch der Freund und pipapo. Das macht sie reich, sagt sie, ernsthaft. Krass.

Wir danken der Jury um Kerstin Gier und Judith Hoersch für die kluge und gewissenhafte Ausübung ihres Amtes und die Unterstützung des Wettbewerbs. Wir danken außerdem allen Gästen und Mitwirkenden bei der Preisverleihung in der Brotfabrik und dem Team von Jens Mennicke für die schöne Gestaltung. Wie letztes Jahr gilt unser Dank außerdem allen Lehrerinnen und Lehrern, Eltern, Freundinnen und Freunden, Mitschülerinnen und Mitschülern, die zum Mitmachen ermutigt haben. Das größte Dankeschön haben aber die vielen Reichmacher aus Deutschland, dem Libanon und Kenia verdient – dafür, dass sie unsere Welt mit ihren lustigen, traurigen, schönen und fantasievollen Texten ein Stück reicher gemacht haben. Auch diesmal konnten wir wieder längst nicht alle Texte abdrucken. Aber nach dem Wettbewerb ist vor dem Wettbewerb, versprochen!

*Das CARE-Schreibwettbewerbsteam
Sabine Wilke, Ninja Taprogge, Leah Bibi Hanraths Kurmoo,
Merlin Kegel, Matthias Würtenberger und Thomas Knoll*

Altersklasse 11—15 Jahre

1. Platz	Zauberlächeln / Magdalena Hiermer	4
2. Platz	Opa Anton / Leoni Havemann	8
3. Platz	Post von Nala / Lara-Elea Brandstetter & Marina Koch	12
Nominee	Heimkehr ins Leben / Maike Kämmer	16
— // —	Was mich reich macht / Mayte Pilgram	18

Altersklasse 16—20 Jahre

1. Platz	Johan und ich und der alte Herr Zug / Andrea Friedel	22
2. Platz	Reichtum, der / Albana Kelmendi	26
3. Platz	Grauer Reichtum / Sophia Fritz	30
Nominee	Geldlos glücklich?? / Jessica Lawson	34
— // —	Wahrer Reichtum / Louisa Theimann	38
— // —	Schwierige Frage / Lukas Aziz Hanraths Kurmoo	40
— // —	Die Sammlerin / Tatjana Winter	44
— // —	Ein Geschenk des Himmels / Eva Stricker	48

Aus aller Welt

Libanon	Baba, der Wertvollste / Malek Maher Al Khateeb	51
— // —	Was würdest Du erzählen? / Lamis Ghanayem	56
Kenia	Was mich glücklich macht / Abshir Abdikadir Mohammed	60
— // —	Was mich glücklich machen kann / Animbie Peace Charles	62

1. Platz

Zauberlächeln

von Magdalena Hiermer



Meggy lächelte. Sie lächelte oft, aber dieses Lächeln war anders. Es schien ein Eigenleben entwickelt zu haben. Und es wollte gelächelt werden.

Jetzt. Sofort.

Ehe Meggy sich versah, schlängelte sich das Lächeln an ihren Zähnen vorbei, strich über ihre Lippen und spielte kurz mit dem rechten Mundwinkel, bevor es sich auch im linken niederließ. Dort saß es wie festgeklebt und ließ sich nicht mehr wegwischen. Deshalb bekam der Junge, der an dem Kiosk, in dem Meggy arbeitete, gerade ein Eis gekauft hatte, mit dem Wechselgeld eines der wahrscheinlich schönsten jemals gelächelten Lächeln gratis dazu. Das Lächeln, das sich auf Meggys Lippen breitgemacht hatte, erlitt plötzlich einen akuten Anfall von Abenteuerlust und lies sich von einer zarten Brise direkt auf die Lippen des Jungen tragen.

So sah Meggy ihr eigenes Lächeln auf dem Gesicht eines fremden Jungen wieder.

*

Auch den Jungen ließ das Lächeln nicht mehr los. Zwar versteckte es sich manchmal oder machte sich ganz klein, sodass man es nur bemerkte, wenn man ganz genau hinsah, aber er konnte die Anwesenheit des Lächelns immer spüren. Er verstand nicht, was mit ihm los war, doch als er seine kleine Schwester kitzelte und es auf ihr Gesicht hüpfte, vergaß er das komische Lächeln schnell wieder.

*

Das kleine Mädchen gefiel dem Lächeln, weil es auf viele verschiedene Arten lächeln konnte. Es hatte ein schüchternes Lächeln, ein strahlendes Lächeln, ein unschuldiges Lächeln, ein bittendes Lächeln und viele, viele mehr. Und das kleine Mädchen schlief nach einem anstrengenden Tag mit einem müden Lächeln auf den Lippen ein.

Das besondere Lächeln blieb bei ihr, bis sie es am nächsten Tag einem kleinen Schmetterling schenkte, der sich keck auf ihre Nase gesetzt hatte.

Der Schmetterling, der nicht viel vom Lächeln verstand, legte auf einer Margerite eine kleine Pause ein (Blütenstaubsammeln ist anstrengender als man vielleicht denkt), als bei diesem Anblick ein Junge an ein Mädchen denken musste und die Margerite pflückte. Der Schmetterling flog wieder los, doch das Lächeln schlüpfte unbemerkt auf das Gesicht des Jungen.

*

Nach einem halben Nervenzusammenbruch, aber ungefähr zur selben Zeit, machte sich Hannah, wieder einigermaßen beruhigt, auf den Weg zur Eisdielen. Nach einem eineinhalbstündigen Beratungsgespräch mit ihrer besten Freundin hatte sie endlich das Gefühl, das richtige Outfit für ihr Date ausgesucht zu haben. Jetzt hatte wahrscheinlich die besagte beste Freundin einen Nervenzusammenbruch, aber die würde das schon wegstecken, die hatte ja kein Date. Da stand David schon, die blonden Haare verstrubbelt, die Waden unglaublich gut durch die kurze Hose zur Geltung gebracht – Waden waren ein Auswahlkriterium – wie genervt ihre beste Freundin die Augen auch verdrehen mochte – und lächelte sie an.

Allein bei diesem Anblick bekam sie schon weiche Knie.
,Dass jemand so unverschämt süß lächeln darf', dachte sie, als er ihr mit den Worten „Die hat mich so an dich erinnert, da hab ich sie dir mitbringen müssen“ eine Margerite hinters Ohr steckte. Und das besondere Lächeln stahl sich auf ihr Gesicht, als sie ein verzaubertes „Danke“ hauchte.

*

Als Meggy ihrer besten Freundin die Tür öffnete, war sie nicht auf das gefasst, was sie dann sah. Hannah hatte eine Margerite hinter dem Ohr und strahlte. Sie strahlte und lächelte und grinste und schien damit gar nicht mehr aufhören zu können. Ihr Lächeln erzählte von blonden Haaren und Schokoladeneis, von Augen so blau wie das Wasser im Brunnen und Wassertropfen, die in der Luft schillerten, von Gelächter und dem warmen Sommerwind, der einem so sanft wie eine Feder über die Haut streicht. Das Sonderbare war aber nicht die Geschichte, die das Lächeln erzählte. Das Sonderbare war das Lächeln selbst. Denn Meggy erkannte verblüfft das Lächeln wieder, das sie wenige Tage zuvor dem Jungen am Kiosk geschenkt hatte.

Ihr eigenes Lächeln.

Ihr eigenes Lächeln war auf wundersame Weise zu ihr zurückgekommen und stahl sich jetzt heimlich wieder auf ihr Gesicht zurück. Jetzt war es wieder da, wo es hingehörte.

Ein Gefühl der Wärme durchflutete Meggy, als sie es wieder auf ihren Lippen spürte und tief in ihrem Unterbewusstsein wusste sie, dass dieses Lächeln etwas verändert hatte in der Welt. Nicht viel, aber es hatte ein kleines bisschen Sonne in das Leben der Menschen gebracht, die es gesehen und gespürt hatten. Doch Meggy würde das Lächeln nicht für sich behalten. Sie würde es verschenken, wie beim ersten Mal. Vielleicht würde manch einer den Zauber von diesem besonderen Lächeln begreifen und, indem derjenige es weitergab, ein kleines bisschen Glück und Sonne in das Leben anderer Menschen bringen.

Ohne dass Meggy das alles wirklich dachte, schenkte sie ihr erstes Lächeln Hannah, als sie fragte (eigentlich war es mehr eine Feststellung als eine Frage): „Dann hat ihm dein Outfit wohl gefallen?“

Ich denke, die reichsten Menschen sind nicht die, die das meiste Geld haben und denken, sich alles kaufen zu können. Sie können sich nämlich nicht alles kaufen.

Gute Freunde, die in Zeiten, in denen es darauf ankommt, zu einem halten, zum Beispiel. Oder Glück und Freude.

Die Menschen, die diese guten Freunde sind oder die andere Menschen froh oder glücklich machen können, sind reich.

Denn Freundschaft wird erwidert und Glück nur größer, wenn man es teilt. Es macht mich glücklich, wenn ich jemandem ein Lächeln schenke und derjenige zurücklächelt, weil ich jemandem ein kleines bisschen Freude geben konnte. Einen kleinen Sonnenstrahl im sonst so grauen Alltag. Ich bin reich, weil ich eine beste Freundin habe, die mir jeden Tag diesen Sonnenstrahl schenkt. Die meisten Menschen haben ihren eigenen Sonnenstrahl, so wie ich. Die meisten wissen es nur nicht mehr, weil sie sich nicht mehr über kleine Dinge wie ein Lächeln freuen können. Ich hoffe, dass die Menschen, die diese Geschichte lesen, wieder lernen, sich über die kleinen Dinge zu freuen.

/\



2. Platz

Opa Anton

von Leoni Havemann

Es war Mittwochnachmittag.



Opa Anton / Leoni Havemann

Ich saß im Bus und wippte aufgeregt mit dem Fuß. Denn jeden Mittwoch fuhr ich nach der Schule zu meinem Opa.

Eigentlich ist er gar nicht mein richtiger Opa. Ich habe ihn mir nur geliehen.

Meine Mutter ist alleinerziehend und hat kaum Zeit für mich. Wir haben wenig Geld und kommen gerade so über die Runden. Manchmal kommt mir das alles ein wenig ungerecht vor.

Aber deshalb ist ja mein Leihopa da. Er hat die verrücktesten Ideen und macht einfach alles mit.

Ich sah kurz aus dem Fenster. Draußen war es schön. Richtiges Frühlingswetter. Die Blumen blühten und die Vögel sangen ihre Lieder. Ich zappelte ungeduldig auf meinem Sitz herum und konnte meine Haltestelle gar nicht mehr abwarten. Eine junge Frau mit einem engen, schwarzen Rock und einer weißen Bluse drückte ungeduldig den Halteknopf. Als der Bus langsam zum Stehen kam, tänzelte sie auf ihren hohen Schuhen eilig davon. Sie musste es wohl genauso eilig haben, wie ich. Ein ungepflegter Mann mit einem langen Pferdeschwanz und Tattoos am ganzen Körper stieg ebenfalls aus. Dann fuhr der Bus weiter und tönte es durch die Lautsprecher: „Nächster Halt: Langenstraße!“ Hier musste ich aussteigen. Ich stand auf und quetschte mich an den anderen Leuten vorbei.

Opa Anton / Leoni Havenmann



Als die Türen sich öffneten, sah ich schon meinen Opa, der an einem Geländer lehnte und grinste. Ich sprang aus dem Bus und rannte auf ihn zu. Er nahm mich fest in der Arm. „Na, mein kleiner.“, begrüßte er mich.

„Wie wars in der Schule?“

„Gut.“, antwortete ich. Dann nahm er meinen Schulranzen und wir liefen los. Von der Haltestelle waren es nur wenige Minuten bis zu dem kleinem Haus mitten auf dem Land. Ich atmete die frische Luft tief ein, schaute auf die vielen Raps- und Getreidefelder und die Kühe und Schafe, die friedlich auf den Wiesen grasten. Als wir da waren, warf ich meine Jacke über einen Stuhl und setzte mich an den Tisch.

„Was gibt es zu essen?“, fragte ich.

Opa lächelte und nahm den Deckel vom Topf.

„Spaghetti Bolognese. Dein Lieblingsessen.“ Ich strahlte und hielt Opa meinen Teller hin.

Nach zwei Tellern Spaghetti und einer riesigen Schüssel Erdbeeren lag ich satt auf dem alten Sofa im Wohnzimmer. Es roch ein bisschen muffig, aber ich mochte den Geruch irgendwie.

Die weiße Katze Milkyway hatte es sich neben mir bequem gemacht. Als Opa mich so sah, rief er empört: „Deine Hausaufgaben erledigen sich nicht von selbst!“ Dann schmunzelte er.

„Komm, ich helfe dir.“, fügte er sanfter hinzu.

Mit seiner Hilfe waren meine Aufgaben schnell erledigt und wir gingen nach draußen.

Wir spielten Fußball und Opa verlor jedes Mal. Dann schaukelten wir und spielten verstecken.

Danach verkleideten wir uns wie Indianer und machten eine Wasserschlacht. Schließlich saßen wir klitschnass im hohen Gras. Es war bereits Abend geworden und wir beobachteten den Sonnenuntergang.

Die Sonne war schon fast am Horizont verschwunden und der Himmel hatte sich orange gefärbt.

„Wie schön es ist ...“, flüsterte er und seufzte.

Ich nickte und legte mich flach ins Gras.

Die Grillen zirpten friedlich und der Wind rauschte in den Bäumen. Ich gähnte.

„Opa?“, fragte ich und stützte mich auf meine Ellenbogen.

„Ja, mein Engel?“, erwiderte er. Ich setzte mich auf.

„Das war ein wunderschöner Tag. Du bist der beste Opa der Welt.“

„Ja.“, antwortete er. „Und du der beste Enkel. Du bedeutest mir mehr, als alles Geld auf der Welt.“

„Ich hab dich lieb, Opa.“, murmelte ich noch.

„Ich hab dich auch lieb, mein Kleiner.“, flüsterte er. Dann fielen mir die Augen zu ...

„Glück ist das Einzige, das sich verdoppelt wenn man es teilt“ sagte mal ein weiser Mann und damit hatte er wohl recht.

/\

Opa Anton / Leoni Havenmann



3. Platz

Post von Nala

von Lara-Elea Brandstetter & Marina Koch

„Elizabeth! Komm jetzt!“, rief meine Mom über ihre Schulter hinweg zu mir. Es war bisher das Einzige, das sie zu mir gesagt hatte, nachdem wir in den Flieger nach Kenia gestiegen waren. Sonst war sie, wie so oft, anmutig da gesessen und hatte mich kaum beachtet. Mein Vater hatte das Gleiche gemacht. Meine Eltern sind Inhaber eines steinreichen Unternehmens in New York, wo ich auch die meiste Zeit wohne. Dieses Mal machten wir einen ganz besonderen Urlaub in Afrika, wie es meine Mom nannte. Eilig folgte ich meiner Mutter. Das Hotel war riesig! Überall hingen Kristallkronleuchter von der Decke und ich konnte mich an den wunderschönen Gemälden und verzierten Vasen gar nicht satt sehen. Der Hotelbesitzer begrüßte uns und machte mit uns einen Rundgang durch das Hotel. Er zeigte uns unsere Zimmer, jeweils so groß wie eine Vierzimmerwohnung, einen Swimming Pool und den riesigen Garten. Wir wurden wieder zu unseren Zimmern geführt, um uns auszuruhen. Meine Sachen waren bereits in die Schränke geräumt. Ich ließ mich auf das rote, mit Stickereien verzierte Himmelbett fallen und schloss für ein paar Sekunden die Augen. Dann klopfte es an der Tür. „Herein“, sagte ich und setzte mich auf. Ich musste fast schreien, damit der Klang meiner Stimme bis zur Tür reichte. Ein einheimisches Mädchen in meinem Alter betrat den Raum. Sie trug ein Tablett mit ein paar Speisen in den Händen und hielt den Kopf gesenkt. Ich war ein wenig verblüfft. Ein Mädchen in meinem Alter, das in einem Hotel arbeitet? „Müsstest du nicht eigentlich in der Schule sein?“ fragte ich, während das Mädchen das Tablett abstellte und begann, das Besteck auf einem kleinem Tisch zu platzieren. Sie zuckte zusammen und sah mich an.

Post von Nala / Lara-Elea Brandstetter & Marina Koch

„Wir haben Ferien“, erwiderte sie schüchtern. Auf dem Weg vom Flughafen zum Hotel waren wir an einer kleinen Schule vorbeigefahren und ich hatte ganz sicher Kinder in den Klassenräumen gesehen. Ich selbst hatte Sommerferien – sie aber anscheinend nicht. Damit konnte sie mich nicht täuschen.

„Wie heißt du?“, wollte ich wissen. „Nala.“, erwiderte sie.

„Ich bin Elizabeth. Erzähl mir doch ein bisschen über diesen Ort! Ich mache Urlaub und bleibe ein paar Tage.“

Ich war schon immer schrecklich neugierig, aber dieses Mädchen interessierte mich wirklich brennend. Außerdem spürte ich, wenn Menschen ein Geheimnis haben. Und dieses Mädchen hatte eins, da war ich mir ganz sicher!

Zuerst sah sie mich leicht erschrocken an, verzog ihre Lippen dann aber zu einem Lächeln und nickte. Sie erzählte mir, dass sie in dem Hotel nicht das einzige Mädchen wäre, das dort arbeite. Viele Kinder müssten für ihre Familie den Lebensunterhalt aufbringen, weil ihre Eltern nicht arbeiten gehen können oder sogar tot wären.

Ich fragte sie, wieso sie arbeiten gehen müsse. Sofort fing sie an zu weinen. Daraufhin sagte ich, sie müsse es mir nicht erzählen, wenn sie nicht wolle. Aber sie bestand darauf, dass ich alles erfahre. Sie meinte, ich sei ihre erste Freundin seit Jahren, mit der sie über alles reden könne. Ich war mir zwar nicht sicher, ob man nach 10 Minuten von Freundschaft reden könne, sagte aber nichts.

Ihre Mutter hatte ein Bein, das nach einem Beinbruch schief zusammengewachsen war. Ihr Vater war tot. Niemand dürfte erfahren, dass ihre Mutter krank war, und sie, als Älteste, für die Familie aufkommen müsse. Denn sonst würden sie in ein Heim kommen und somit auch ihre Mutter verlieren. Ihre Behinderung könne zwar durch eine Operation wieder aufgehoben werden, aber das Geld reiche gerade mal zum Leben.

„Ich kann euch helfen, ich bin reich“, beruhigte ich sie. Doch sie zuckte mit den Schultern. „Du bist nicht reich.“ „Doch, bin ich. Ich habe viel Geld.“

„Reich bedeutet doch nicht, dass man viel Geld hat“, erklärte sie.

„Reich bedeutet, dass man glücklich ist im Leben, gesund und zufrieden ist.“

„Aber ihr wäret doch glücklicher, wenn ihr genug Geld für die Operation eurer Mutter hättet? Also braucht man Geld, um reich zu sein!“ Sie senkte ihren Blick und schloss für einen kurzen Moment die Augen.

„Das ist nun mal das Problem. Das Geld ist in dieser Welt nicht gerecht aufgeteilt und somit kann nicht jeder Mensch reich sein.“ Ohne ein weiteres Wort zu verlieren hatte sie sich erhoben und war gegangen.

Nach einer halben Stunde kam meine Mutter ins Zimmer und mein-



te, ich müsse mich für das Abendessen fertig machen. Während ich in meiner Schmuckschatulle nach einer passenden Halskette suchte, sah ich mich aus dem Augenwinkel im Spiegel. Mit der Schatulle trat ich vor den Spiegel. Und erst da wurde mir bewusst, wie viel Wahrheit doch in Nalas Worten steckte.

Während des Abendessens stellte sich dann heraus, dass in Kenia eine neue Firma eröffnet werden sollte. Alle jubelten, doch ich aß meinen Lammbraten auf, ging unauffällig in das Zimmer meiner Eltern und nahm ungefähr 10.000 Dollar aus den Geldbeuteln meiner Eltern.

Das würden sie sowieso nicht merken. Unauffällig schlich ich mich zurück in mein Zimmer. Ich zog mir einen Mantel an, steckte die Scheine in einen Briefumschlag und machte mich auf die Su-

che nach Nalas Haus. Es war gleich um die Ecke und ein einfaches Holzhaus. Mühelos konnte ich die Tür öffnen. Es roch modrig und feucht. Alle schliefen auf dem Fußboden auf einer dünnen Matte. Neben Nala lag eine Matte, die wohl einst ihrem Vater gehörte. Ich legte den Briefumschlag auf das Kopfkissen und ging zurück zum Hotel.

Drei Monate später bekam ich einen Brief von Nala. Darin war



auch ein Foto von ihrer Mutter. Diese stützte sich zwar noch auf, aber sie sah wesentlich besser und ihr Bein wieder normal aus. Mit dem Brief in der Hand ging ich schuldbewusst zu meinen Eltern. Ich hatte ihnen nichts von dem Geld, dass ich ihnen gestohlen hatte, erzählt.

Aber jetzt hielt ich mein schlechtes Gewissen nicht mehr aus. Nachdem ich ihnen alles erzählt hatte, zeigten sie Verständnis. Meine Mom betrachtete den Brief sorgfältig. Und bemerkte dann, dass Nala noch etwas auf die Rückseite gekritzelt hatte. „Ich danke dir, denn du hast mich reich gemacht.“

/\

Post von Nala / Lara-Elea Brandstetter & Marina Koch



Nominee

Heimkehr ins Leben

von Maike Kämmer

Vollkommen kraftlos saß ich da.

Mitten in einem sterilen, extrem hygienischen Krankenhausbadezimmer auf einem wackeligen Plastikstuhl. Nackt, vollkommen schutzlos starrte ich wie hypnotisiert mein schwaches Spiegelbild an. Beobachtete das Mädchen, das dort frisch geduscht, frierend und ängstlich im Neonlicht der Krankenhauslampen auf dem Stuhl saß. Es war blass ... und abgemagert bis auf die Knochen. Ihre Lippen waren aufgesprungen vor Trockenheit, ihre Körperhaltung war angespannt, die dünnen Finger zitterten leicht und als ich ihre Augen oder besser gesagt meine Augen sah, traf mich die Wahrheit wie ein Schlag.

Plötzlich wurde mir klar, dass ich aufgegeben hatte. In letzter Zeit war mir alles zu viel geworden und ich hatte letztendlich keine andere Lösung mehr gefunden, als zu sterben.

Aus purer Verzweiflung war dieser Wunsch tief im Inneren in mir aufgestiegen, wuchs, wurde größer und größer, bis er alles in mir ausfüllte und mich beherrschte wie nichts Anderes in meinem Leben. Er zwang mich zu hungern und trieb mich schließlich geradewegs in den Tod hinein.

Solange bis ich hier landete. Gescheitert und kraftlos.

Kurz vor meinem Ziel. Um dann plötzlich umzudrehen und wieder ganz von vorne anzufangen.

Ich fühlte mich wie ein Flüchtling, der langsam wieder zurückkehrt in sein Heimatland. Getrieben von schönen, aber auch von schlechten Erinnerungen, die ich allesamt vermisste, kehrte ich nun in mein Leben zurück.

Es war beruhigend und beängstigend zugleich. Doch die Hoffnung war wieder da ...

Heimkehr ins Leben / Maike Kämmer

Verwandlung

Mein altes Ich:
der Anblick fürchterlich
eingeengt in eigenen Mauern
eingezäunt, am Boden kauernd
still, versteckt,
der Blick verschreckt.

Doch mit der Hilfe anderer,
werde ich zum Wanderer.
Entdeckungen, neue Pfade,
das Leben ist so wertvoll wie Jade.

Ich verändere mich
zu meinem neuen Ich.
Offen, selbstbewusst, individuell ...
mein Leben wird bunt und hell
Ich, ich - hätte das nicht gedacht,
doch meine Erfahrungen haben mich

reich
gemacht.

/\



Nominee

Was mich reich macht

von Mayte Pilgram

Irgendwie ist die Frage, was uns reich macht, schwierig zu beantworten. Jeder sagt: „Nein, Geld macht mich nicht reich“, aber insgeheim wissen nur die, die Geld wie Heu haben, wirklich, dass Geld nicht glücklich macht.

Wir anderen meinen es zu wissen, meinen, dass es unsere Meinung ist und dennoch sind wir neidisch wegen materieller Besitztümer. Was ist denn reich überhaupt für ein Begriff? Reich an was? Reich an Geld, reich an Wissen, reich an Essen – es gibt tausend Sachen, von denen man reichlich viel haben kann.

Irgendwie gibt es keine Definition davon, was jeden einzelnen reich macht, es gibt ungefähr 7 Milliarden Definitionen. Für jeden Menschen eine eigene. Das hier ist meine: „Jeder von uns lügt“, es ist klischeehaft, dass eine Jugendliche ausgerechnet ein Zitat aus einer Fernsehsendung als Denkansporn benutzt. Ich weiß nicht, warum mir ausgerechnet bei diesem Satz so viele Sachen in den Kopf kamen aber Tatsache ist, genau so ist es. Jeder Mensch lügt. Niemand sagt immer die Wahrheit. Ich würde sogar noch etwas weiter gehen und sagen: Jeder von uns trägt eine Maske, spielt eine Rolle. Wir ziehen uns fast alle gleich an und sehen alle fast gleich aus. Die Frage ist nur, wieso? Vielleicht weil es schwieriger ist, anders zu sein, als sich einfach anzupassen. Also setzen wir alle eine Maske auf, je nachdem, in welcher Situation und Begleitung wir sind und was dem Idealbild in dem Moment entspricht. All das sind keine neuen Erkenntnisse, aber das ist das, was mir irgendwie durch den Kopf gegangen ist, als ich darüber nachgedacht habe, was mich reich macht.

Denn was mich wirklich reich macht, sind eigentlich diese Momente, in denen man einfach man selbst ist, wo man die Maske einfach ablegt. Oder diese Momente, wo die beste Freundin,

Was mich reich macht / Mayte Pilgram

Cousine oder Schwester sich so wohl und angenommen fühlt, dass, sie ihre Maske ablegt.

Irgendwie ist es befreiend etwas Verrücktes zu tun, weil wenn man sowieso schon aus der Masse heraussticht, kann man doch dabei wenigstens einmal man selbst sein. Der beste Moment, als ich mich so richtig frei gefühlt hab', war letzten Sommer. Es war spät abends, und nachdem ich mit jemand anderem den Film „Vielleicht lieber morgen“ oder auch „The Perks of being a Wallflower“ gesehen hatte, beschlossen wir, einfach raus zu gehen. Einfach im Dunkeln spazieren zu gehen. „Heroes“ von David Bowie lief durch den ziemlich leisen Lautsprecher von meinem Handy, als wir uns einfach einen Abend lang vollkommen frei unterhalten haben und drei Stunden spazieren waren.

Dabei waren die Themen des Gesprächs nicht mal so einfach, aber irgendwie ging es einfach darum, alles sagen zu können, ohne dass irgendwer einen verurteilt oder sich lustig macht.

Wahrscheinlich ist es schwierig für die meisten, das nachzuvollziehen, und es wird denjenigen, die das lesen, vielleicht vollkommen lächerlich erscheinen, aber ich habe das Gefühl, dass jeder Mensch jeden Tag ein bisschen Zeit braucht, während der er vollkommen frei etwas tun kann, um unbeobachtet und allein einfach mal nachzudenken, Musik zu hören oder zu lesen.

Manchmal, wenn ich das Gefühl habe, dass mir alles zu viel wird, gehe ich einfach raus, stecke mir meine Kopfhörer in die Ohren und gehe spazieren. Musikhören ist für mich die Möglichkeit, mich abzureagieren, nachzudenken und mich zu entspannen.

Armut ist für mich, nicht man selbst sein zu können, vielleicht auch schon so viele Masken zu tragen, dass man vergessen hat, wer man selbst ist. Andauernd Charakterzüge vor anderen zu verbergen und zu versuchen, immer perfekt zu sein. Armut ist, sich zu verbiegen, um jemand anderem zu gefallen. Immer Angst haben zu müssen, anderen Leuten nicht zu gefallen, so wie man ist. Arm sind Menschen, die niemanden haben, der hinter ihnen steht und bei dem sie sie selbst sein können.

„We could be us, just for one day“ diese Zeile verschwindet seit letztem Sommer nicht mehr aus meinem Kopf und begleitet mich. Und das ist, was mich reich macht, diese Momente, in denen man völlig frei ist und einfach man selbst sein kann.

Natürlich ist mir klar, dass es vielen Menschen sehr schlecht geht und diese sich gar keine Gedanken über so was machen, weil sie ums Überleben kämpfen, aber abgesehen davon, dass ich denke, dass Armut ein allumfassender Begriff für Hunger, Geldnot und Todesangst ist, denke ich, dass Reichtum und Armut auch noch anders aufzufassen sind. Man kann innerlich arm sein, selbst wenn man im Wohlstand lebt.

/\



Was mich reich macht / Mayte Pilgram



1. Platz

Johan und ich und der alte Herr Zug

von Andrea Friedel

Liebes Weltall,

ich weiß nicht, warum wir ständig versuchen dich umzubringen,
aber nie versuchen zu leben.

Ich weiß auch nicht, ob du es okay findest, wenn ich dir schreibe,
aber vielleicht findest du es ja auch ganz nett. Wenn nicht,
dann hör einfach auf zu lesen.

Wenn die Sommerzeit anfängt, sind wir immer bei den Gleisen.

Johan und ich, ich und Johan.

Die Gleise liegen ein wenig abseits von der Stadt, weg von den
Menschen, die ihre Herzen in Betonklötzen einsperren, weg von
umgeschmissenen Mülleimern und Zigarettentümmeln auf Pflaster-
steinen. Noch weiter weg von Leichenbergen hinter Krankenhäusern,
von Fabriken in denen Menschen wie Haustiere gehalten werden,
weg von den alkoholisierten, verlassenen Vätern in der Gosse,
weg von den Vätern, die ihre Kinder schlagen und sich
am nächsten Morgen nicht mehr daran erinnern können.

Weg von dieser Armut.

Bei den Gleisen war es leicht und warm und leise und zwischen
dem Moos und dem Unkraut, das an den Schienen wuchs, wohnte ein
bisschen Freiheit und Einsamkeit.

Niemand wollte dorthin gehen, vielleicht, weil die Schönheit an-
ders war, und vielleicht, weil man dort sterben konnte, wenn man
nicht aufpasste. Mir war es der liebste Ort der Welt.

Statistiken besagen, dass alle 47 Minuten in Deutschland ein
Mensch Selbstmord begeht, liebes Weltall.

Statistiken besagen auch, dass alle vier Minuten ein Mensch ver-
sucht Selbstmord zu begehen.

Die erste Minute war verstrichen als Johan und ich auf den Gleis-
en lagen und warteten.

Johan und ich und der alte Herr Zug / Andrea Friedel



Johan und ich und der alte Herr Zug / Andrea Friedel

Der Zug kam zweimal am Tag, schwer und schnaufend mit großen Containern und dicken Rauchwolken, ächzend wie ein alter Mann. Wahrscheinlich wollte er gar nicht mehr fahren, immer denselben Weg, immer hin und her und hin und weg, aber er musste. Immer und immer wieder. So wie wir in unseren trägen, armen Alltags-tagen.

Als wir uns auf die Gleise legten, zu dem Moos und dem Unkraut, als ich die kühlen Schienen unter mir spürte und das Wolkendach über mir hing, da fühlte ich mich ein wenig zerrissen.

Da war die Einsamkeit unter mir und die Freiheit über mir und es fühlte sich so an, als würde mir jemand den Brustkorb zerdrücken, auf den Rippen herumstampfen um etwas herauszuquetschen. Damit dieses Etwas hier liegen blieb ... totgefahren wurde.

„Glaubst du, so etwas wie Gerechtigkeit wird jemals auf dieser Welt existieren, Johan? Ein ... idealer Zustand des sozialen Mit-einanders?“, flüsterte ich. Meine Kehle war trocken.

Sein Haar lag kühl auf meiner Wange. Johan roch immer ein bisschen nach frischen Makronen, Rauch und Waschmittel. „In einer Welt in der alte Männer Kinder heiraten, in der wegen Religionen Kriege geführt werden und einer von acht Menschen täglich hungern muss? Und wir traurig sind, weil das Geld nicht mehr

für die neue Spielkonsole reicht?“, antwortete Johan, murmelte: „Eher nicht. Aber man kann es ja versuchen. Dass wir zufriedener mit dem sind, was wir haben, das können wir versuchen, das wäre mehr als gerecht.“

Und die zweite Selbstmordminute war zur Hälfte verstrichen, aber wir standen trotzdem nicht auf.

Wenn ich auf den Gleisen lag und meine Rippen stampften, wenn das Wolkendach mir Geschichten von Blau und Weiß und Grau erzählte, dann weinte ich manchmal.

Meistens nur ein bisschen, aber es reichte aus, um mich hinterher so leer zu fühlen, dass ich nicht mehr richtig atmen konnte. Ich fühlte mich wie der alte Herr Zug, der nur noch dreckige, schwarze Rauchwolken hervorbrachte, der am liebsten stehen blieb, aber nicht durfte.

Liebes Weltall, mein Vater war heute wieder betrunken ...

Meine Mutter arbeitete und tat so, als wäre alles in Ordnung. Sie brachte das Geld nach Hause und dann war ja auch alles okay. Sie wusste nicht, dass ich weiß, dass sie immer noch die blauen Tabletten aus dem Badezimmer-Schränkchen schluckt, aber das sollte ja auch keiner wissen.

Ich weiß nicht, warum ich genau weinte, als wir dort auf diesen Gleisen lagen. Ich weiß es wirklich nicht, ich hatte keinen bestimmten, erdrückenden Grund.

Johan sagte: „Ich glaube einfach, dass ein Mensch nur dann wirklich reich ist, wenn er sich nicht die Frage stellen muss, ob er reich ist. Oder?“

Das sagte Johan und strich mir eine Haarsträhne aus dem Gesicht. Johan und ich sind Freunde. Ich weiß gar nicht wie lange schon. Eigentlich ist es egal, ich weiß nur, dass wir Freunde sind. Manchmal sind diese Sachen ganz leicht.

Weil es reicht mit ihm in seinem Zimmer zu sitzen und kratzige Schallplatten zu hören, weil er Rauchwolken an seine Fensterscheibe pustet und mir erzählt, dass in jeder Sache Symmetrie steckt.



„Denkst du gerade darüber nach ob du reich bist, Johan?“
„Gerade nicht“, sagte er und die Schienen fingen an zu vibrieren und er stand mit einem Ruck auf und zog mich mit sich hoch. „Ich hab ja dich. Und du hast mich. Das ist genug, oder? Also lass uns gehen. Der alte Herr Zug kommt gleich.“

Und Johan nahm mich an der Hand als die dritte Selbstmordminute anbrach und wir anfangen zu rennen – hoch zu den Feldern, weg vom alten Herrn Zug, der schnaufend hinter uns weg brauste, weg von grauen Fabrikgebäuden, hoch zu den alten, reifen Kirschbäumen, zu den Wiesen und dem Zauber im Moos und Unkraut, zur Freiheit im Himmel. Dort saßen wir dann eine Weile an den Baumstamm gelehnt und spuckten Kirschkerne aus, ich war noch ganz außer Atem.

Johan und ich und der alte Herr Zug / Andrea Friedel



Liebes Weltall, ich weiß nicht, warum wir ständig versuchen dich umzubringen, aber so oft vergessen zu leben. Ich hoffe nur, du merkst, dass es uns gibt. Johan und mich, mich und Johan. Wir werden hier stehen bleiben und weiter gehen und Freunde sein, damit du lebendig bleibst. Versprochen.

/\

2. Platz

Reichtum, der

von Albana Kelmendi

Wortart: Substantiv, maskulin

Worttrennung: Reich/tum

Bedeutungen:

1. a. Großer Besitz, Ansammlung von Vermögenswerten [...]

Das sagt der Duden. Und ich lese bloß wegen der neuen Wochen-
aufgabe meiner Dozentin darin. Ich versteh sie nicht – also die
Aufgabe. Na ja, und meine Dozentin. Die versteh' ich auch nicht,
zumindest worauf sie diesmal hinaus will, aber ich bin mir si-
cher, dass es nicht ausreichen wird, wenn ich ihr die Definition
aus dem Duden vorlege.

Sehr geehrte Frau Berger,
ich benötige dringend, Last-Minute-Lektüre' zum aktuellen Thema.

Mit freundlichen Grüßen,
Joana Scholl

Senden. Die Berger mag mich. Ich habe bisher jede Wochenaufgabe
mit Bravour gemeistert und gelte in Ihrem Kurs als Streberin,
aber diesmal ... Vielleicht kann mein Gehirn zu diesem Thema ein-
fach nichts brauchbares produzieren. Ich mein, was hat sie sich
denn dabei gedacht? Es ist überhaupt nicht wichtig über Reichtum
zu reden, das macht einen bloß unglücklich. Mein Handy vibriert.
Ihre Antwort.

Liebe Joana,
ich denke, die beste Lektüre sind Sie selber.
Erarbeiten Sie das Ergebnis nicht an Ihrem Schreibtisch. Machen
Sie sich mit Block, Stift und vor allem mit offenem Auge auf die

Reichtum, der / Albana Kelmendi

Suche nach dem, was Sie reich macht.

Beste Grüße
Annika Berger

Lustig. Schickt sie mich jetzt auf Schatzsuche oder was? Aber ich verfolge Ihre Anweisung – das ist besser als sinnlos an die Wand zu starren.

„Wohin gehst du?“ Mama sieht mich mit gerunzelter Stirn an.

„Ich muss was für die Uni tun. Wartet nicht auf mich.“

„Vertrau mir.“, füge ich hinzu und glätte damit ihre Stirn.

Sie lächelt. Als die Tür hinter mir ins Schloss fällt, schlage ich den Block auf und schreibe das erste Wort zum Thema. Vertrauen.

Ich atme den Sommer ein und halte plötzlich inne, weil ganz unerwartet ein Leichenwagen an unserem Haus vorbeifährt. Leben. Ganz schlicht und ergreifend.

Ich gehe schnell in den nahegelegenen Park und beginne Kinder zu beobachten, bis sich jemand zu mir setzt. Marcel. Ein langjähriger Freund. Ein guter.

„Was machst du hier?“

„Unizeug.“



Ich fange an ihn zu betrachten, es ist als spiegle jeder seiner Gesichtszüge mindestens eine Erinnerung wider, ein gemeinsames Erlebnis, einen schönen Tag. Was hätte ich bloß ohne ihn getan? Freunde.

„Ich muss auf meine Schwester und ihre Freunde aufpassen.“

Die Kinder lachen und ihre Augen leuchten, weil sie Spaß haben.

Ich schreibe Lachen, Kinder, leuchtende Augen.

„Ich muss weiter, Marcel. Wir sehen uns.“

Ich laufe die Straße runter und lande vor der Bibliothek. Ich gehe die Treppe hinauf. Vielleicht finde ich doch Lektüre. Wahrscheinlich nicht. Vielleicht was anderes. Ja, ich finde was anderes.

Mein Zeigefinger streicht von einem Buchrücken zum nächsten. Ich habe Lust zu lesen, den Geruch von Büchern einzuatmen, mit fiktiven Charakteren mitzufühlen. Ein gutes Buch.

Hinter der Bibliothek liegt meine alte Schule, ich denke an meine Schulzeit. Es gibt Kinder, die betreten niemals ein Schulgelände, sitzen niemals im Klassenraum und werden gelehrt. Das ist kein Selbstverständnis zur Schule zu gehen, oder? Kinder aus armen Ländern, die kennen das nicht. Schule und Bildung.

Es ist etwas kälter geworden. Der Wind peitscht mir um die Ohren bevor ich mein Lieblingscafé betrete und mich an den Fensterplatz setze. Daneben sitzt ein schwules Pärchen und ich sehe, wie zwei Jugendliche hämisch lachen, als sie sich küssen. Ich bin wütend das gesehen zu haben. Nicht den Kuss. Die Jugendlichen. Sie sind arm. Akzeptanz und Toleranz. Ich lächle das Pärchen an, weil mir danach ist und sie lächeln zurück. Menschen, die anders sind schenken mir Vielfältigkeit.

Die Wärme meines Kakaos erreicht sogleich meine Kehle. Es scheint als verharre sie dort – die Wärme, als ich daran denke, dass es Menschen gibt, die erfrieren. Menschen ohne Lieblingscafé, Jacke und Haus. Menschen ohne warmes Gefühl. Das schreibe ich auf. Ein warmes Gefühl. Der Block liegt noch immer geöffnet auf dem Tisch vor mir, denn ich trage ein neues Wort auf der Zunge, dass ich schnell notiere. Geborgenheit.

Ich verlasse das Café und habe gar nicht bemerkt, dass es etwas dunkler geworden ist. Ich stolpere über die letzte Stufe bevor ich draußen bin, doch ein Mädchen greift nach meinem Arm. Die Hand, die sich einem entgegen streckt. Ihr Lächeln ist warm. Freundlichkeit.

Musik erreicht mein Ohr, als ich in eine Seitenstraße einbiege. Ich steige auf einen umgedrehten Bierkasten und spähe durch ein Fenster in einen mit Menschen gefüllten Raum. Sie tanzen, lachen, singen und haben Spaß und ich ... gehe hinein, weil ich das Bedürfnis verspüre, Teil dessen zu sein. Gemeinschaftsgefühl,



schreibe ich, nachdem ich mitten in die Menge stürze, ein Lied mitsinge, dass ich nicht kenne und von fremden Menschen umringt werde, als gehöre ich dazu. Danach suche ich Ruhe. Ich schleiche mich aus dem Gebäude und klettere aufs Dach und betrachte die untergehende Sonne. Eine ruhige Minute.

Ich denke lange nach. Über das, was ich habe, weniger über das, was mir fehlt, über das, was ich bin und wie ich sein will. Mein Block fühlt sich. Gedanken, Zufriedenheit, Glück, Gesundheit. Tauben sitzen neben mir. Der Glaube an Frieden. Mut.

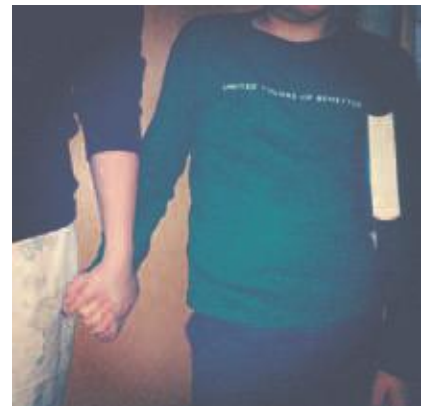
Ich laufe in der Abenddämmerung nach Hause und vor der Tür springen mir meine beiden jüngeren Geschwister in die Arme und ich lasse sie minutenlang nicht los. Liebe. Ich habe Liebe in mir. Ich bleibe in der warmen Abendluft stehen und ziehe meine Schuhe aus, um barfuß über den warmen Asphalt zu gehen. Die Freiheit das zu tun, was mich glücklich macht. Danach fühlt es sich an – nach Freiheit, und ich denke an all die Menschen, die der Freiheit nie begegnet sind. Ich werde traurig und gehe über die Türschwelle. Mama drückt mich. Papa sagt: „Schau nicht so. Das Projekt, das schaffst du schon.“

Mamas Umarmungen, Papas aufmunternde Worte. Ganz groß schreibe ich Familie.

Ich renne in mein Zimmer und rolle ein Plakat aus, auf das die Bilder kommen, die mein inneres Auge heute gesammelt hat. Mich erreicht das, wonach ich den ganzen Tag gesucht habe. Mein Grinsen wird breit, als mein Blick in den Spiegel fällt und ich sehe, wie unglaublich reich ich bin.

/\

Reichtum, der / Albana Kelmendi



3. Platz

Grauer Reichtum

von Sophia Fritz

Ich war sechzehn als du mich gefragt hast was denn jetzt noch wichtig sei, hier auf dem Bordstein und überhaupt in der Welt, was wir denn jetzt noch hätten von dem Leben.

Ich deutete auf die halbe Packung Marlboro und nusichelte etwas von drei Euro zwanzig und ein bisschen Migräne, aber die Wahrheit kannten wir beide und die Wahrheit war dass wir die Beerdi- gung meines Bruders gerade verpassten und ich verstummte wieder und wir pflückten die Blumen aus den Bordsteinritzen und zwar nur die, die aussahen, als würden sie auch gerne sterben wollen.

Ich war siebzehn als ich mich wieder daran erinnern konnte dass ich meinem Bruder als Kind eine blutende Eins auf die Wange gekratzt hatte und dass man die Narbe noch Jahre später hatte sehen können.

Es hatte eine Weile gedauert bis sich eine Kruste gebildet hatte, nahe am Ohr unter dem strohblonden Haar das sich erst im Laufe der Zeit dunkler gefärbt hatte.

Man sollte eine Kindheit nicht auf eine Narbe reduzieren, aber vielleicht war da nicht mehr an dass wir beide uns hätten erin- nern können, nicht an die Nachmittage und an Fahrradtouren, an Ausflüge und nicht an Gespräche, außer die über Politik und an die nicht mal gerne.

Später nahm mein Bruder diese Narbe um unsre Verbundenheit aus- zudrücken: „Du bist doch immer noch meine Schwester, oder?“ Und dann deutet er auf die Wange, „ich trage sie doch immer noch.“ Es stimmte vielleicht, ich hatte genickt und er rieb sich die Arme und würde in drei Monaten neunzehn werden.

Wenn mein Bruder mich in diesem Moment genauer betrachtet hätte, hätte er die Gänsehaut auf meinem Rücken sehen können und die Tintenflecken an meinen Fingern. Mit den selben Fingern hatte

ich früher mal versucht, ein ganzes Buch über seine Traurigkeit zu schreiben.

Ein ganzes Buch über die Sekunde in der seine Augenlider einen Millimeter weiter nach unten sanken. Ein Buch über die Art, wie er die Reste Alkohol in seinem Glas schwenkte um jedem Gespräch zu entfliehen.

Ein Kapitel über unsre Mutter, fünf über sein Selbstmitleid. Zehn über das Schweigen, dass darauf folgte und seine Aufforderung, ich sollte mich jetzt verpissen, sonst würde es was geben. Die Fragestellung im Epilog: Wann genau habe ich das Recht verloren, dich um etwas zu bitten?

Ich war achtzehn als ich die Fotos wieder aufhängen konnte und mir auffiel, dass mein Bruder nie da gewesen war, um schön zu sein. Er war bei uns gewesen um dünn zu sein und wütend und brach. Er war da um stoppelig und bleich und trotzig zu sein und man hatte sich aus Prinzip in einer Familie zu lieben, er hatte das gewusst, aber das hieß ja noch lange nicht, dass einen das auch glücklich machte.

Ich war fünfzehn als mein Bruder irgendwann verschwunden war. Wir wusste nicht recht, wie das hatte passieren können. Klar, man hatte ihn eine Weile schon nicht mehr gesehen aber das hatte ja nichts zu bedeuten. Doch, man hatte miteinander gesprochen. Wie war die Schule heute und wie lief die Arbeit, kannst du mir mal das Salz reichen und lass uns doch einfach nicht über die Sachen reden, die uns irgendwie belasten könnten?

Meine Mutter hatte ein wenig mit den Schultern gezuckt und das Essen auf den Tisch gestellt, seinen Teller an seinen Platz und an guten Tagen kam ein Männergesicht vorbei, halb aus Luft und halb aus Bitterkeit, und manchmal ein Blitzen meines Bruders in den verhärmteten Augen, immer weniger und irgendwann nicht mehr. Dass mein Bruder es vielleicht vergessen hatte, meinte ich, da war ich schon fast sechzehn. Und hoffte dabei: die Uhrzeit und das Mittagessen.

Dann kam der Bordstein und die Marlboro Zeit. Und seit dem Tag der Beerdigung kann ich die Farbe Grau sehr gut beschreiben. Grau sind die Hörer die wir nicht abheben, nicht nach zweimal

klingeln und nicht nach zehn Anrufen.

Grau ist ich vermisse dich nicht mehr aber irgendwas fehlt vielleicht doch.

Grau ist, die Zigarette abzuschneiden und nicht mehr zu sehen als genau dieses Abschneiden, das Glimmen des Papiers, die heiße Asche auf dem dreckigen Beton, keine Worte, keinen nackten Mann und keine Postkartenverkäufer im Kopf, nur das Abschneiden und ein Brennen in den Augen.

Grau ist, über fünf Ampeln zu stolpern und nicht zu wissen, ob sie grün oder rot waren. Grau ist zu rennen und trotzdem zu spät zu kommen.

Grau ist deine Mutter die meint, es wäre doch niemand schuld und was ist denn mit dir los in letzter Zeit und keine Antwort.

Man soll nicht nach einem Bruder suchen wenn er nicht gefunden werden will. Aber vergessen konnte ich ihn nicht.

Er trug die Narbe in seinem Gesicht und alles Geld in meiner Hand bedeutete mir forthin weniger als die Narben der ausgedrückten Zigaretten an dem Gelenk darunter, die ich herumtrage wie ein Souvenir. Und ihn in jeder Geste, in jeder Tasse die halb ausgetrunken bleibt, weil der Kaffee plötzlich kalt wird. In jeder Zigarette, die nach einander abbrennt, ohne dass ich es bemerke.

Ich kann einen Bruder nicht vergessen wenn er mein Online-Status um vier Uhr morgens ist und die drei Minuten, die ich jeden Tag zu spät zur Arbeit komme und die Bettwäsche die nie ordentlich aussehen wird, egal wie oft ich versuchte, sie richtig zu falten.

Wenn mein Bruder hätte sehen können, wie groß die Schatten sind, die er heute noch wirft, hätte er sich vielleicht nie ganz so klein fühlen müssen.

Ich hatte gestern mal wieder Münzgeld in der Tasche und die Frage im Kopf was wir denn jetzt noch hätten, nach all dem. Und was mich reich macht sind ganz bestimmt nicht drei Euro zwanzig aber vielleicht zumindest Erinnerung an einen Jungen der mal da gewesen war und der neunzehn Jahre lang eine Narbe mit sich rumtrug, die ich ihm gemacht habe.

/\

Grauer Reichtum / Sophia Fritz



Nominee

Geldlos glücklich??

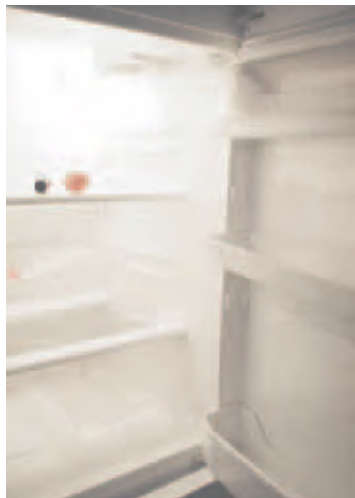
von Jessica Lawson

„Der Arme, OMG, der Arme!“

Er zuckt zusammen.

Aber die zwei Mädchen reden nicht über ihn.

Nico wagt einen Blick über die Schulter und bemerkt, dass sie aufgeregt in ihre Handys gucken und über irgendeinen ungeschickten Pechvogel lästern.



Er ist froh: er ist nicht gemeint.

Seine erste Unterrichtsstunde ist Erdkunde.

Die Lehrerin, eine große, meist dramatisch geschminkte Frau mit wallendem Seidenschal, beginnt mit ihrem Lieblingsthema. „Dritte Welt“. Drei ist eine heilige Zahl.

„Dort sind die Menschen wirklich arm!“ Schwungvoll wird das Seidentuch über die eckige Schulter befördert. Der wild umher-

Geldlos glücklich?? / Jessica Lawson

wandernde Blick aus den schwarz umrahmten Augen stellt jeden Schüler einzeln an den Pranger. „Wir, die wir in dieser Wegwerfgesellschaft leben – wissen wir noch wie es sich anfühlt zu hungern?“

Nico weiß das. Er presst die Lippen fest aufeinander und schaut angestrengt auf die weiße Tafel.

Niemand soll wissen, dass der Kühlschrank seit Anfang der Woche leer ist.

Aber vor allem soll niemand wissen, dass er sich in dieser „Wegwerfgesellschaft“ selbst manchmal vorkommt wie weggeworfen, an den Rand gestellt. Weit weg, irgendwo platziert, wo man ihn nur aus den Augenwinkeln gerade so erkennen könnte ... aber Scheuklappen scheinen ja gerade der letzte Schrei zu sein.

Er schlendert durch die große Innenstadt – Nico hat Zeit und er ist ein aufmerksamer Beobachter.

Menschenfluten eilen, wabern, ziehen an ihm vorbei.

Scheuklappenmenschen. Sie sind vor die Kutsche mit dem ehrgeizigen Namen „Business“ gespannt. Schön herausgeputzt sind sie, mit ihren trappelnden Schühchen, den funkelnden Golduhren und den schlichten, aber teuren Anzügen und Kostümen. Ihre Nahrung ist Geld und sie bekommen reichlich davon.

Ob es schön ist ein Businessscheuklappenmensch zu sein? Nico ist sich nicht ganz sicher, denn der unsichtbare Kutscher „Kapitalist“ schlägt oft ungeduldig mit der Peitsche. Es muss nach seinem Plan gehen, immer und schnell, schnell muss es passieren. Arm an Zeit, reich an Geld.

Geldlos glücklich?? / Jessica Lawson



Tauben wuseln um die Scheuklappenmenschen und Nico herum. Pickende, staksende Tauben. Was sie wohl Tag ein und aus zu be-nicken haben? Friedenstaube, warum schüttelst du nicht mal zur Abwechslung den Kopf? Nico versucht einer neugierig nach ihm ausschauenden Taube diese Mitteilung per Gedankenpost zu senden. Die Taube nickt unbeeindruckt und stelzt davon. „Und wo ist dein Friede?“, fragt er.

Friede ist ein großes Wort – das ist Nico klar. Es wird einge-setzt als Antagonist zum Krieg. Und Krieg folgt seinem Freund Armut überall hin. Oder ist es die Armut, die den Krieg verfolgt wie ein krankhafter Stalker?

Nico wünscht sich Frieden. Wenn es eine Sache gäbe, die ihn reich machen würde, wäre es Friede. Sein eigener persönlicher Friede ... Zufriedenheit ... kein Streit, kein Kampf, kein Krieg.

Im Gemenge sucht Nico die Taube und stößt versehentlich gegen einen Bettler.

Der Bettler guckt ihn prüfend an, merkt aber schnell, dass bei dem dünn ummantelten Jungen nichts zu holen ist. Scheuklappen-menschen umrunden Nico und den Bettler geschickt. Zwischen ihnen und den anderen weht immer dieses dünne Band – eine unsichtbare Markierung: befindet man sich abseitig von ihr ist man im Aus und darf nicht mitspielen. In diesem Spiel verteilt das Leben selbst die rote Karte, die einen vom Platz verweist. Ist das ge-recht?

Die, die nicht mitspielen dürfen, das sind die Obdachlosen, die krummgehenden Bettler, die Hunde. Zahlreiche Hunde, mit dickem, wolligen Fell ... Manchmal wünscht sich Nico auch so eins zu haben. „Hey Friedenstaube“, ruft er in Gedanken. „Lass mich nicht hören, wenn die anderen dummes Zeug über mich reden. Lass es mir ein-fach egal sein!“

Er sieht die Taube weiter vorn. Sie hämmert ruckartig auf den Boden ein. „Ist das ein ja?“, fragt er.

Nico geht auf sie zu, ganz nah an sie heran. Sie verdreht ihren Kopf merkwürdig in seine Richtung. Dann schlägt sie mit den Flü-geln, beinahe panisch, als hätte sie Angst, es könnte schon zu spät sein.

Es ist nicht zu spät. Sie fliegt und hat aufgehört zu nicken.

Nico setzt seinen Weg durch die kahle Stadt fort. „Wegfliegen ist eine gute Idee“, denkt er und wickelt seine Strickjacke enger um sich. Sie gehört seinem ältesten Bruder. Wo würde er hinfliegen, wenn er könnte? „Irgendwohin, wo die Menschen nur lachen“, überlegt er sich. In ein Riesenrad, dass niemals aufhört, sich zu drehen? Auf eine Wasserrutsche, auf der er ein Leben lang rutschen kann? In einen Kinofilm? Happy ohne end? In seinem kleinen Fantasieflugzeug reist Nico all diesem Glück entgegen.

Und irgendwie ist Nico froh darüber, dass manch ein Reicher sich nicht mal einen einzigen Flug im bunt gestrichenen Fantasieflugzeug leisten könnte. Fantasie ist wertvoll, aber nicht käuflich. Wahrscheinlich ist sie Nicos größter Schatz.

Der Pfandflaschenmann tritt neben Nico – er riecht ihn bevor er ihn überhaupt sieht.

Alkohol ... Armutsgift oder Betäuber?; und eine Mischung aus Schmutz, Schweiß und Verwesung.

Wie eine Ritterrüstung umhüllt sie den Mann und macht ihn unverletzlich. Gestank ist eine gute Waffe. Auch Nico weicht zurück, obwohl er weiß, dass seine Nase sich irgendwann an den Geruch adaptieren wird. Der Mensch ist anpassungsfähig. Er kann sich an alles gewöhnen. Vielleicht ist das sein größter Fehler?

Pfandflaschenmann durchsucht den Mülleimer. Seine gebückte Haltung ist routiniert, die Hand fährt zielsicher in den Mülleimer und ertastet den Inhalt.

Nico beobachtet ihn eine Weile. Es gibt eben nicht nur die, die Wegwerfen.

Ob sie beide es irgendwann schaffen werden, sich selbst aus dem Mülleimer herauszuziehen?

/\

Nominee

Wahrer Reichtum

von Louisa Theimann

Wahrer Reichtum

Ich bin reich,
wenn ich den Sommer rieche,
wenn ich gegen einen Löwenzahn puste und die Samen in der Sonne
tanzen sehe.

Du bist arm,
wenn du das Glück nicht mehr siehst, obwohl es vor dir steht.

Ich bin reich,
weil ich nach den Sternen greife, ohne sie berühren zu wollen
und weil der Mond mir seine Geschichten erzählt, sobald er mich
sieht.

Du bist arm,
weil du nicht mehr weißt, was du dir von deinem Geld noch kaufen
sollst.

Ich bin reich,
wenn ich mich auf einer Frühlingswiese wälze, die Gänseblümchen
flüstern höre und der scheue Schein der Abendsonne meine Haare
goldig strahlen lässt.



Wahrer Reichtum / Louisa Theimann

Du bist arm,
wenn du keine Gerechtigkeit mehr kennst.

Ich bin reich,
sobald ich nicht mehr im Regen stehe, sondern unter den Wolken
dusche.

Du bist arm,
sobald du den Wert eines Lächelns nicht mehr erkennst.

Ich bin reich,
obwohl ich nichts habe, außer das Haselnussbraun deiner Augen
und die Wärme deiner Umarmung.

Du bist arm,
denn deine Welt ist grau und nur ein düsteres Spiegelbild deiner
selbst.

Ich bin reich,
nachdem du mich geküsst hast und mir die Kraft schenkst, zu
kämpfen.

Du bist arm,
nachdem du das Wertvollste in deinem
Leben verloren hast, ohne je dafür gezahlt zu haben.

Ich bin reich.
Denn ich habe dich gefunden,
und Liebe ist das teuerste Gut das es gibt.

/\

Wahrer Reichtum / Louisa Theinmann



Nominee

Schwierige Frage

von Lukas Aziz Hanraths Kurmoo

Was macht dich reich?

Geld?

Ist es die finanzielle Macht?

Dir jeglichen Komfort zu ermöglichen? Sind es Menschen?

Oder ist es das Leben, das durch deine Adern jagt?

Was ist Leben?

Sind wir fremd in der Enge oder eingeengt in der Fremde?

Befremdet?

Und was ist das für ein Gefühl, wenn wir die Augen aufschlagen und beginnen zu leben, der erste Atemzug, der zögerlich ungewohnt zwischen unseren Lippen brandet, die seltsamste aller Allegorien auf das Leben.

Aber genau das tun wir. Wir leben.

Dennoch bleibt es zweifelhaft. Reicht ein Atem zum Leben?

Und reicht ein Herzschlag zum Lieben?

Wir sind zähe Tautropfen auf der Blüte des Lebens, träge.

Und du, verstehst du was ich meine, wenn ich sage es sei befremdlich, lebendig zu sein? Oder stehe ich mit meiner Meinung allein befremdet, wenn du mich liebevoll, zärtlich ansiehst?

Und dennoch wirkt es surreal, wenn wir uns das eingestehen.

Dein sanftes Auf und Ab, die Luft, die unablässig deine Lungen quält, mit dem Drang, dich mit Leben und Liebe zu erfüllen.

Dein konstanter Herzschlag, leises Klopfen, wie eine Erinnerung weiterzumachen. Der Rhythmus deines Seins. Meines Seins.

Doch in unserem zaghaften, schüchternen Versuch zu bleiben sind wir doch eigentlich krampfhaft festgekrallt an das Leben.

Aber was ist das überhaupt?

Oder ist es Liebe? Was ist Liebe?

Eine Emotion, ein Niederschlag deines Instinktes, eines reproduktiven Narzissmus?

Schwierige Frage / Lukas Aziz Hanraths Kurmoo

Und was ist das für ein Gefühl, das deine bebende Brust zer-
reißt? Während deine zitternden Schenkel sich um diesen fremden
Leib schlingen, zögerliches Besitzergreifen, Ertasten von Haut
und Textur, dem wildzarten Schmeicheln von Lippen, da schreit es
in dir.

Du bist blind und kannst es nicht hören. Du bist taub und igno-
rierst das Rumoren.

Du umschlingst diesen fremden Menschen, inhalierst ihn, seinen
tierischen Durft, doch innerlich, da ringst du zitternd um Luft.
Und da liegst du unten und hältst das für Liebe, aber vielleicht
sind es doch nur hedonistische Triebe. Die du nicht verstehst,
weil du es einfach nicht siehst.

Denn du bist taub und hast verlernt zu lachen. Reduzierst alles
zu Staub, wie kannst du das machen?

Und in dir tobt diese beengende Leere, dieses Verlangen nach
Fülle, nach Liebe und es schreit, aber du bist blind.

Du hast aufgegeben dich zu bewegen, zu lieben, folgst nur noch
stumpf deinen bescheuerten Trieben.

Und über dir bewegt sich dieser Fremde, vereint mit dir und doch
so fern. Gierige Hände, animalische Lust,
doch in dir tobt dieser wütende Frust.

Und du kannst es nicht sehen, noch es verstehen, was dich inner-
lich zerstört und zertrümmert, weil du nicht hörst, was da in
dir wimmert.

Du fühlst dich leer. Unvollständig.

Du nahmst dieses leere Blatt und fülltest es mit Worten und Be-
deutung. Gefühle flossen darauf, wie deine Zeilen schillernd,
schmierend dahinrasten. Du schriebst und jedes niedergekleckste
Wort wurde bedeutsam und wahr.

Und dann nahmst du dieses Papier, noch immer nicht voll und
rissest es entzwei. Alles was blieb war eine halbe Geschichte,
eine halbe Wahrheit, unvollständig.

Und nun stehst du da, ein zerrissenes Blatt in deiner Hand, eine
Hälfte. Du weißt nicht wohin damit, weißt nichts damit anzufan-
gen, die andere Seite ist dir entglitten. Ob du sie jemals wie-
dersiehst ist ungewiss. Du bist dir deiner Tat auch nicht be-
wusst, verstehst nicht was du getan hast, noch welche Folgen es
hatte. Denn irgendwo in dieser grauen Stadt weht nun ein abge-

trenntes Stück deiner Geschichte, ohne Anfang oder Ende, halb-
wahr. Vielleicht findest du es wieder, vielleicht wirst du ir-
gendwann verzweifelt danach suchen, aber vielleicht auch nicht.
Möglicherweise findet es auch jemand anderes und schreibt sie
neu. Aber es wird immer zerrissen bleiben und deine Hälfte eben-
so. Und das hast du nur dir selbst zuzuschreiben.

Nun stehst du da, ein halbes Blatt, eine halbe Geschichte, eine
halbe Wahrheit in der Hand und fühlst dich leer und verlassen,
unvollständig.

Du wirst nie das Ganze sehen können, denn es verging in dem
Moment, in dem du die Seite so gewalttätig teiltest. Und nun
stehst du hier, eine einsame Hälfte in dieser trüben Stadt und
lässt dich verloren durch die Straßen wehen.

Du endest auf diesem staubigen Fensterbrett, wo du bleibst und
durch die schmierigen Scheiben hinabblickst ...

Vogelperspektive. Metapher deines Lebens.

Du begreifst es auch nicht mehr. Es verstört dich.

Da war einmal dieses Mädchen, das immer so fremd schien und in
die Welt sah, als wäre das alles eine große Merkwürdigkeit für
sie. Sie hatte gelebt, geliebt und gelitten und genug gesehen
um mehrere Leben zu füllen. Und da stand sie dann, einsam, ver-
loren, verlassen, fremd.

Arm.

Und verschwand. Und alles endet.

Zaudern.

Aber vielleicht irrt sie sich auch.

Also lass uns doch leben, diese Seltsamkeit, dieses sonderbare
Phänomen genießen und glücklich sein. Möglicherweise ist das
auch zuviel verlangt und du willst das alles gar nicht.

Aber vielleicht irre ich mich und wir können großartig sein.

Du und ich.

Wir.

Und wenn ich Glück habe, ein ganz klein wenig, verstehst du, was ich meine, wenn ich sage es sei befremdlich, lebendig zu sein. Und wir können gemeinsam stehen und Glück, Leben, Liebe teilen. Entfremdet, reich. Herzschlag, Atem. Bist du dabei?

/\

Schwierige Frage / Lukas Aziz Hanrath's Kurmoo



Nominee

Die Sammlerin

von Tatjana Winter

Eine alte, weißhaarige Frau mit einem verblichenen Mantel saß auf einem Klappstuhl vor der Fassade ihres Hauses, umringt von einer kleinen Menschenmenge, die sich mit Mühe in die enge Seitenstraße eines toskanischen Dorfes zwängte. Junge, Alte, Männer, Frauen – alle schienen erpicht darauf, sich zu der alten Frau vorzukämpfen.

Neugierig näherte ich mich und tippte einem stämmigen Mann am äußeren Rand der Gruppe auf die Schulter.

„Entschuldigung“, sagte ich auf Italienisch. „Könnten Sie mir sagen, was hier vor sich geht? Was wollen all diese Leute von der Dame dort?“ Der Mann drehte sich um und wirkte überrascht. „Du hast noch nie von ihr gehört? Bist wohl nicht von hier, was?“ Ich schüttelte den Kopf und er gluckste.

„Völlig übergeschnappt, die Gute. Eigentlich war se mal stinkreich und hatte 'ne schicke Villa in der Nähe von Siena. War schon immer etwas schrullig, aber vor'n paar Monaten fing se an, so ziemlich alles zu verkaufen, was se besaß – einfach so! Und das Geld davon verteilt se jetzt fröhlich an jeden, der's haben will. Verrückt, nich' wahr?“ Er schnaubte amüsiert.

„Wenn sie wirklich verrückt ist, darf man das doch nicht einfach ausnutzen!“, rief ich entrüstet.

„Ach“, erwiderte der Mann achselzuckend. „Sie ist doch ganz heiß drauf, die Kohle loszuwerden. Man tut ihr damit nur'n Gefallen, glaub mir.“ Er wandte sich wieder von mir ab und versuchte, sich an den Leuten vor ihm vorbeizudrängeln.

In der Hoffnung, mir Klarheit zu verschaffen, bahnte ich mir nach und nach einen Weg durch die wartende Menschenschar, was mir dank meiner schmalen Statur recht gut gelang. Schließlich war ich nahe genug, um zu hören, was die Frau sagte.

„Ich verlange nur Eines: Beschreiben Sie mir ihre schönste

Die Sammlerin / Tatjana Winter

Erinnerung“, sagte sie gerade zu einer jungen Italienerin, die verblüfft die Augenbrauen hob. „Meine ... schönste Erinnerung?“ Sie überlegte kurz und nickte dann. „Die Geburt meiner Tochter, denke ich. Sie in den Armen zu halten, ihren warmen Körper auf meiner Haut zu spüren und zu wissen, dass ich die Mutter bin, das ist ... das war einfach ...“

Sie verstummte und starrte selig lächelnd in die Ferne. Die Alte strahlte und reichte ihr einen dicken Stapel Banknoten, den die junge Frau zerstreut entgegennahm und sich mit verwunderter Miene verabschiedete. Sofort nahm eine andere Person ihren Platz ein. Jedes Mal beobachtete ich das gleiche Spiel: Die Frau fragte nach der glücklichsten Erinnerung der Person, bedankte sich überschwänglich und drückte ihr dann mit einer gewissen Achtlosigkeit ein Bündel Scheine in die Hand, als wäre es lediglich Monopoly-Geld. Ich hörte Geschichten von Heiratsanträgen, Rettung in letzter Sekunde, gewonnenen Wettkämpfen, Versöhnungen und vielem mehr. Ein kleiner Junge erzählte begeistert von seinem fünften Geburtstag, und ein älterer Herr beschrieb leidenschaftlich und detailliert das Wiedersehen mit seiner Familie, als er aus dem Krieg zurückkehrte. Und immer schien die alte Frau überglücklich, was ich nicht wirklich verstand.

Ohne es zu merken, wurde ich von der Menge immer weiter nach vorne geschoben und bevor ich es wusste, fand ich mich plötzlich selbst direkt vor der Alten wieder. „Und deine Erinnerung, meine Liebe?“, fragte sie liebenswürdig.

„Ähm, eigentlich wollte ich nur ...“, stammelte ich und fühlte mich ziemlich überrumpelt. Was soll's, dachte ich und überlegte kurz. Was war meine schönste Erinnerung? Spontan fiel mir das Weihnachtsfest in Amerika während meiner Zeit als Austauschschülerin ein. Die Erinnerung war noch so lebendig: Die Aufregung meiner kleinen Gastgeschwister, die fröhlich-lockere Atmosphäre, die amerikanischen Weihnachtslieder, dieses warme, wohlige Gefühl von Geborgenheit und Beisammensein. Die Frau klebte förmlich an meinen Lippen und schien jedes Wort begierig aufzusaugen. Doch noch während ich sprach, merkte ich, wie die Einzelheiten zu verblassen begannen und schon bald schien mir die ganze Erinnerung nur noch vage und weit entfernt. Aber die Frau hatte scheinbar genug gehört. Ein breites Lächeln erschien auf ihrem von Falten zerfurchtem Gesicht und sie streckte mir eine Hand

voll Geld entgegen. „Vielen Dank, Signorina.“ Ich starrte auf die Scheine in meiner Hand und konnte mich seltsamerweise gar nicht richtig freuen. Im Gegenteil, ich fühlte mich plötzlich merkwürdig leer, als fehlte ein wichtiger Teil von mir. Ich machte Platz für den Nächsten und ging langsam wieder die Gasse hinunter. In einiger Entfernung blieb ich jedoch stehen. Ich spürte ganz genau, dass hier etwas nicht mit rechten Dingen zuring. Etwas an der Art, wie sie die Leute ansah, gab mir das Gefühl, dass hinter alldem mehr als bloße Großzügigkeit steckte. Also beschloss ich, sie zur Rede zu stellen, sobald die Leute fort waren.

Bei Sonnenuntergang, als die Menge begann, sich allmählich aufzulösen und die Frau umständlich ihren Stuhl zusammenklappte, witterte ich meine Chance. Ich kam näher und erst als ich mich räusperte, bemerkte sie mich und blickte auf. „Moment ... deine Erinnerung habe ich doch bereits, oder nicht?“

Ich holte tief Luft. „Ich wollte nur fragen ... warum tun Sie das? Warum verschenken Sie all Ihr Geld, nur um- ...“

„Verschenken?“, unterbrach Sie mich erstaunt. „Wie kommst du denn darauf? Ich kaufe die Erinnerungen!“

„Aber wieso? Sie waren einmal so reich, und jetzt ...“ Ich deutete undeutlich auf ihre verschlissene Kleidung und die bröckelnde Hauswand. Sie schaute mich nur traurig an. „Ich war niemals reich“, erwiderte sie. „Ja, ich hatte Geld und Luxus im Überfluss, aber nichts von dem, was ein wirklich reiches Leben ausmacht: Glückliche Momente. Augenblicke, die man niemals vergisst und die man hütet wie einen Schatz. Was ist man schon ohne schöne Erlebnisse, die man in seiner Erinnerung immer und immer wieder durchleben kann? Ich habe fast ein ganzes Leben gebraucht, um das zu begreifen, doch dann war es zu spät. Deshalb sammle ich anderer Leute Erinnerungen.“ Sie schwieg einen Augenblick, dann fügte sie etwas trotzig hinzu: „Die Menschen geben sie mir freiwillig, ich bezahle sie dafür!“

Langsam realisierte ich, dass sie Recht hatte. Wie konnte ich nur glauben, diese Erinnerungen seien nichts als leere Worte? Ich streckte die Hand mit dem Geld aus und murmelte kleinlaut: „Ich hätte gern meine Erinnerung zurück, wenn das möglich ist ... bitte.“

Nachdenklich musterte sie mich. Schließlich, zu meiner immensen Erleichterung, nahm sie das Geld entgegen und lächelte geheimnisvoll. „Seltsam, nicht wahr? Oft scheinen wir Menschen nicht einmal zu wissen, wie reich wir eigentlich sind ...“

/\

Die Sammlerin / Tatjana Winter



Nominee

Ein Geschenk des Himmels

von Eva Stricker

Es war eine klare, warme Sommernacht, Louise lag in ihrem Garten und rupfte Grashalme aus dem Rasen, als der erste Stern fiel. Louise erkannte sofort, dass dies keine Sternschnuppe war: Er löste sich zögerlich von seinem Platz, in widerwillig ruckenden Bewegungen rutschte er über das Firmament, als würde er von einer unsichtbaren Kraft hinunter gezogen. Und dann, als er direkt über Louises Kopf zwischen den Zweigen des Apfelbaumes stand, fiel er.

Er landete rechts neben ihrer Schulter.

„Huch“, sagte Louise verwundert und richtete sich auf. Neugierig beugte sie sich vor und beobachtete das unförmige kleine Ding, dass ein flaches Loch in den Rasen geschlagen hatte. Dann nahm sie es in die Hand und führte es ganz nah an ihr Gesicht. Sie hatte schon immer wissen wollen, wie sich ein Stern anfühlte. Nur, dass es gar kein Stern war. Es war Gold!

Verwirrt wandte Louise wieder den Blick zum Himmel, aber ja, der Stern war eindeutig weg – und dann sah sie schon den zweiten Stern fallen! Er rutschte schneller als der erste, bis knapp über den Horizont, und dann fiel auch er in Richtung Erde.

Am nächsten Morgen stand es dick in der Zeitung: „Es regnet Gold!“, ließ die Schlagzeile verlauten. Etliche Sterne waren in der Nacht zur Erde gefallen und hatten als kleine Goldbrocken Löcher in die Fenster und Dächer der ganzen Welt geschlagen. „Astronomen stehen vor einem Rätsel“, hieß es, „aber eines ist inzwischen klar: jeder dieser Brocken muss um die 10.000 Euro wert sein.“ Vor lauter Aufregung verschüttete Louise fast ihren Frühstückskakao. Sie liebte Rätsel!

Von nun an schrieb sie jede Nacht ein ganz genaues Protokoll: für jeden Stern notierte sie einen Strich und darunter die Zeit, die zwischen zwei Sternfällen verging. Es war, als würde es im-

Ein Geschenk des Himmels / Eva Stricker

mer schneller gehen, fiel ihr auf; je mehr Sterne gefallen waren, desto schneller folgte der nächste.

Das blieb nicht lange unbemerkt. „Sterngoldregen wird immer mehr!“, schrie die Schlagzeile am nächsten Morgen. Die ganze Menschheit war in Aufruhr. Viele sprachen von einem „Geschenk des Himmels“. Plötzlich verließen selbst die überzeugtesten Stubenhocker ihr Haus – Tag und Nacht traf man überall auf Menschen, die mit gierigen Blicken Himmel und Boden abtasteten. Bald brach Streit aus, denn wem gehörte denn nun das Gold? Dem Finder? Dem Grundstückbesitzer? Dem Staat? Der Kirche? Internationale Konferenzen wurden einberufen: man versuchte der Frage nachzugehen, wem der Mond gehören würde, wenn der erst einmal fiel. Drei Seiten lang war der Bericht über diese politischen Zusammentreffen – und daneben, ganz klein: „somalische Kinder zum Goldsammeln gezwungen.“ Aber davon wollte keiner hören. Die meisten wollten nur mehr.

Der Himmel wurde von Nacht zu Nacht leerer. Er sah traurig aus, fand Louise. Ihre Liste wurde länger und länger, jede Nacht

Ein Geschenk des Himmels / Eva Stricker



fielen mehr Sterne vom Himmel, ein Hagelschauer schwerer Goldbrocken, die ihren Glanz verloren, sobald sie in Berührung mit der Erde kamen.

Und dann waren keine mehr übrig. Alles Gold war gefallen. Die Menschen reckten ihre Köpfe hoffnungsvoll nach oben, suchten nach verbliebenen Sternen, manch einer erwischte sich selbst dabei, wie er versuchte, in den Himmel zu greifen. Aber der war nur noch ein schwarzes Loch, in dem der Mond ganz verloren wirkte, wie eine übrig gebliebene Ruine aus vergangener Zeit. Viele Menschen waren reicher geworden – die wenigsten glücklicher. Die meisten hatten das Gefühl, dass ihnen etwas fehlte; so war es ja schon immer gewesen. Und wenn die Leute nun nachts nach oben blickten, vermissten sie die Sterne, dabei hielten sie sie doch nun allesamt in ihren Händen.

Louise versuchte ihren Stern in den Baum zu hängen, durch dessen Zweige er gefallen war, aber wie er da so hing hatte er mehr Ähnlichkeit mit einer Kartoffel, als dass irgendjemand auf die Idee gekommen wäre, er sei mal Teil des Himmels gewesen. Sie nahm ihn wieder ab und vergrub ihn. Auch sie blickte des Öfteren nachts nach oben und schenkte dem Mond ein kleines Lächeln, damit er sich etwas weniger alleine fühlte.

Wenn sie das Gefühl hatte, dass ihr etwas fehlte, schloss Louise die Augen und dachte an alle die Dinge, die sie liebte, und die sie glücklich machten. Es war eine kleine Liste von Dingen und manches auf ihr waren auch bloß Träume und Hirngespinnste, die beinahe täglich wechselten. Aber immer tauchte dabei hinter ihren Augenlidern der Nachthimmel auf – und er war voll mit Sternen.

/\

aus dem Libanon

Baba, der Wertvollste

von Malek Maher Al Khateeb

Die Geschichte beginnt, als ich aus dem Bauch meiner Mutter kam. Ich bin meinem Vater dankbar, dem Mann, den ich immer „Baba“ nannte, was auch das erste Wort war, das ich gesprochen habe. Der Mann, der mir jeden Schritt auf dem Weg half, der mich zur Seite nahm, nicht als Sohn, sondern als Freund. Ja, er ist nicht nur mein Vater, er ist auch mein Lehrer, mein Freund und mein Begleiter.

Schon früh begann er mir zu helfen, ein Erwachsener zu werden, der an jedem Ort und in jeder Gesellschaft diskutieren kann. Ich kam in die Schule und begann, neue Menschen kennenzulernen und mich an anderen Orten aufzuhalten. Ich begann auch Freunde zu haben, die ich häufiger sah als meinen Vater.



Die Jahre vergingen, und ich begann, meinen Vater aus einer anderen Perspektive zu sehen. Er hatte ein strenges, wütendes Gesicht und Augen, die fordern, sodass du machst, was dir aufgetragen wird und keine Widerworte gibst. Ich wusste wenig darüber, dass hinter jedem Wort, Kommentar, oder Bedrohung eine

gute Absicht steckte, die mein bestes Interesse im Sinn hatte. Ich sollte eine Miniaturversion von ihm werden.

Der gleiche, sorgende Vater, den ich als Quelle der Sicherheit und Liebe sah und mit dem ich nie vor meiner Zukunft Angst haben musste oder mich kümmern musste, war auch ein Vater, der nur danach strebte, uns mit dem Besten zu versorgen. Er drängte uns dazu, die Besten zu werden und nie etwas aufzuschieben oder zu verzögern und die Schule und das Leben in Gang zu halten.

Was für ein glorreiches Gefühl es ist, nach der harten Arbeit belohnt zu werden. Er würde mich zum Beispiel herausfordern, die volle Punktzahl für meine nächste Matheklausur zu bekommen, und mir versprechen, mich und die ganze Familie zu einem Ausflug einzuladen, nur, um mich zu motivieren.

Oh! Wie wundervoll bist du, Papa, und wie wunderschön waren diese Momente!



Die Tage gingen vorüber und ich wurde Teenager. Ich erinnere mich, wie ich einmal sehr unanständig geantwortet habe. Er lachte spöttisch und fragte: „Denkst du, nur weil du einen Bart bekommst, kannst du mir nun Widerworte geben?“ Seit diesem Tag traute ich mich nicht mehr, zu widersprechen, weil ich den grimmigen Blick in seinen Augen sah, wenn er böse wurde. Ein Blick, der dem eines Löwen ähnlich ist, der dich gleich verschlingt.

Die Tage vergingen ...

Die Katastrophe begann in Syrien, meinem zweiten Zuhause, einem Land, das mich und meine Familie vor langer Zeit aufgenommen hatte, als wir aus Palästina fliehen mussten. Die Krise begann und das Chaos in jeder Ecke des Landes zwang meine Familie und mich zu fliehen, bevor wir jemanden verlieren.

Damals war ich vierzehn; mein Vater nahm meine Geschwister, Mutter und mich und brachte uns weit weg vom Krieg, um uns vor den Kugeln und Granaten zu schützen.

Als wir im Libanon ankamen, trafen wir dort unsere Verwandten, die uns warm und mit offenen Armen empfingen. Wir blieben fast einen Monat dort, bis es für meinen älteren Bruder und besten Freund Ahmad, der immer so großzügig zu mir war, Zeit wurde, an der Universität seine Klausuren zu schreiben. Ich fragte meinen Bruder, wie er nach Syrien kommen wolle, jetzt, im Krieg. Wer wird während dieser Zeit auf ihn aufpassen? Die Antwort kam schnell: „Ich!“ Das war mein Vater, die Person, die alles in ihrem Leben für uns geopfert hat.

Ahmad studierte nächtelang, um sich vorzubereiten. Dann war es an der Zeit, loszugehen. Ich umarmte alle innig zum Abschied und meine Augen füllten sich mit Tränen. Mein Vater sagte: „Warum weinst du? Wir gehen nur für eine kurze Zeit und dann kommen wir zurück.“

Das Auto fuhr los, die Arme winkten, die Augen ertranken bald in Tränen und die Zungen wiederholten: „Seid vorsichtig, und kommt sicher zurück!“

Stunden, Tage und Wochen vergingen, und nach mühsamen Gesprächen über Mobiltelefone und soziale Netzwerke war endlich der Tag der Rückkehr angebrochen und wir würden uns wiedersehen.

Mein Vater und Ahmad verließen das Haus, um zurück in den Libanon zu kehren. Doch als sie die Hauptstraße erreichten, zog sie etwas zurück zum Haus. Warum sie zurückkehrten, ist für mich bis heute ein Rätsel. Vielleicht hatte das Schicksal einen anderen Plan, als den, uns wiederzuvereinigen. Als sie zum Haus zurückkamen, traf sie eine Fliegerrakete.

Unwissend, was gerade geschah und um mir die Zeit zu vertreiben, schaute ich bei Facebook vorbei. Dort fand ich die Meldung, dass eine Rakete den Stadtteil getroffen hatte, in dem wir früher gelebt hatten. Kurz danach entdeckte ich eine andere Überschrift, die sagte, dass ein junger Palästinenser, Ahmad Maher Khateeb, und sein Vater Maher Al Khateeb von einer Fliegerrakete getötet worden seien.

Ich las und konnte nichts mehr fühlen. Meine Mutter kam aus der Küche und sah, dass alle Farbe aus meinem Gesicht gewichen war. „Was ist los mit dir? Was ist passiert?“ Sie begann, mich zu schütteln und zu schlagen und die Fragen panisch zu wiederholen. Ein Verwandter kam herein und sagte: „Mögen sie in Frieden ruhen!“ „Was meinst du damit? Sie sind am Leben! Sie sind auf dem Weg zurück!“ Ich weiß seitdem nichts mehr. Ich wachte auf und um mich herum stand eine Gruppe Menschen. Ich realisierte, dass es kein Zurück mehr gab ... Die Menschen, die mir am nächsten standen, waren gestorben, und ich wurde alleine zurückgelassen.

Ja, ich habe sie so schnell und plötzlich verloren. Sie waren die wertvollsten Menschen in meinem Leben und sie werde es auch über ihren Tod hinaus bleiben. Manchmal sind die wundervollsten Menschen weit weg von uns, und ihre Abwesenheit lässt uns ihren wahren Wert erkennen.

Die Zeit ging vorüber und ich versuchte, die Tragödie zu vergessen. Ich begann, über Dinge nachzudenken, die meinen Vater und meinen Bruder erfreuen würden. Das motivierte mich, die Schule mit Erfolg zu bestehen, auch wenn der Libanon einen völlig anderen Lehrplan hatte als Syrien.

Die größte Herausforderung war, das offizielle libanesische Zertifikat „Brevet“ zu bekommen.

Ich startete meinen ersten Schultag mit einer merkwürdigen Stimmung, und einem noch merkwürdigeren Lehrplan. Aber ich nahm die Herausforderung an; ich arbeitete hart und blieb nächtelang wach, um das offizielle libanesische Abschlusszertifikat zu erhalten. Am Ende des Jahres schrieb ich die Klausuren und hoffte das Beste.

aus dem Libanon

All dies mache ich für dich, Papa, der liebsten Person auf der Welt und für meinen besten Freund. Ich hoffe, du und mein Bruder, ihr seid zufrieden und glücklich mit mir.

/\

Baba, der Wertvollste / Malek Maher Al Khateeb



aus dem Libanon

Was würdest Du erzählen?

von Lamis Ghanayem



Syrien war für mich das zweite Paradies nach Palästina.
Meine Seele ... ein Stück von mir.

Ich musste es plötzlich verlassen, und ich nahm die Schlüssel zu
meinem Zuhause mit, genauso, wie es mein Großvater im Jahr 1948
gemacht hat.

Ich erinnere mich an den Tag, an dem ich mich selbst fragte:
Werde ich sein wie du, Opa? Werde ich nie zurückkommen, wie du?
Werde ich zweimal fliehen müssen?

Aber es ist wahr, so etwas geschieht. Und, oh, es ist so schlimm
zu sehen, dass ich mein Land zweimal verlor. Jeden Morgen mit

Was würdest Du erzählen? / Lamis Ghanayem

Heimweh aufzuwachen, willst du jedem erzählen wie müde und nostalgisch du bist; aber du bist sprachlos, weil das, was du erzählen willst, so schwierig auszudrücken ist ... was willst du erzählen oder erklären?

Würdest du ihnen erzählen, dass ich das Gefühl von Sicherheit vermisse? Oder die Gesichter der Menschen, wenn sie sich in Gruppen treffen, ohne Traurigkeit in den Augen, mit Stimmen, die nicht über Politik sprechen?

Würdest du ihnen erzählen, dass ich es vermisse, morgens zwischen den alten Häusern und den Steinstraßen herumzulaufen, in der Luft der Geruch von Jasmin? Ich würde an einem stillen Platz sitzen und frühstücken, und das einzige Geräusch, das man hört ist das Plätschern des traditionellen Brunnens, und die Vögel, die zusammen mit Fairouz singen, den Geruch von frischem Brot, „Fatteh“, der mich noch hungriger macht.

Würdest du ihnen erzählen, dass ich meine Freunde vermisse und die Kartenspiele mit dem Rauchen einer Shisha im alten Damaskus? Oder die Menschen, die lächeln wenn es regnet? Denn der Regen riecht als wäre er vor mehr als 100 Jahren in einer Keramikschale konserviert worden.

Ich vermisse auch die Abende am Berg Qasyoun mit dem Blick auf Syrien und seinen erleuchteten Häusern und der Brise, die die Seele belebt. Den Wind, der durch mein Haar weht. Ich schwöre, ich vermisse den dampfenden heißen Maiskolben mit Käse- oder Barbecue-Geschmack in der Gegend um Al Jaheth. Ich vermisse auch die Gegenden Shaalan und Oasaa mit den Gruppen von Jungen und Mädchen, die sich dort treffen. Ich vermisse die Geschäftsstraße Al Hamidiyah, meine Nachbarn, meine Verwandten, meine Schule, meine Freunde und meine Bücher.



Aber das, was ich am meisten und schmerzlichsten vermisse, ist die Universität. Die Universität, an der ich mich eingeschrieben habe und auf die ich so lange nach der Schule gewartet habe. Ich wurde angenommen, aber der Krieg zwang mich, alles zurückzulassen. Meine Träume, mein Leben, alles was ich liebe.

Der Krieg ließ mich einschlafen, ich wachte auf und sah mein Leben komplett auf den Kopf gestellt. Mein Haus ist nicht mein Haus. Mein Bett gehört nicht mir. All meine Pläne haben sich verändert, und ich weiß nicht, wovon ich träumen soll oder worauf ich mich noch stützen kann. Du wirst immer müder und fühlst immer mehr Schmerz, wenn sich die Menschen um Dich herum zerreißen, und dein Herz verhärtet, wenn Menschen, die du kennst, geschlagen, verschleppt oder gepeinigt werden. Wenn du ein Jahr oder zwei deines Lebens verlierst und du immer noch nicht weißt, was du tun willst oder wo du wieder anfangen sollst. Wenn du reist und du dich komplett alleine wiederfindest. Wenn du jeden Tag aufwachst und an die alten Tage denkst, und feststellst, dass du nie mehr auch nur ein Viertel dessen haben wirst, was du früher besaßt. Wenn das Leben dich zwingt auf deinen eigenen Füßen zu stehen und vorauszuhaken was passieren wird, oder was passieren könnte, oder du überhaupt nichts voraussagen möchtest.

Du fängst an, die Wahrheit zu sehen über alle Menschen um dich herum, und der Wert der Menschen, die nicht mehr da sind wird dir klar, und auch der Wert derjenigen, die noch da sind. Wenn es dich jedes Mal zerreißt, wenn du Bilder deiner Freunde siehst, du Serien anschaust, um dich zu erinnern wie Normalität aussieht. Es wird dich an all die Orte erinnern, an die du immer gegangen bist und die Plätze, an denen du dich mit deinen Freunden getroffen hast, all diese Orte erinnern dich an Menschen, die weggegangen oder gestorben sind. Wenn du so viel Schmerz fühlst, dass du lieber an den Ort zurückkehren willst, von dem du kommst, selbst wenn der Tod dort wohnt.

Die Frage bleibt: gibt es noch irgendwo Straßen mit Häusern, die nicht zerstört sind? Oder ein gelöscht Lächeln, das nicht durch eine Träne ersetzt wurde? Gibt es noch ungebrochene Herzen? Oder ein Kind, das noch nicht zur Waise geworden ist?

aus dem Libanon

Syrien und das syrische Volk sind das Wichtigste in meinem Herzen, und nichts wird mir jemals mehr wert sein ...

Es gab einmal eine Zeit, da gab es etwas in Syrien, das nannte sich Sicherheit ...

Es gab eine Zeit, da gab es etwas in Syrien, das nannte sich Menschlichkeit ...

Syrien, ich liebe dich und ich werde dich immer lieben, egal wie lange es dauert, bis wir zurückkehren.

/\

Was würdest Du erzählen? / Lamis Ghanayem



aus Kenia (Flüchtlingscamp in Dadaab)

Was mich glücklich macht

von Abshir Abdikadir Mohammed

Mich macht alles glücklich, was schön ist. Aber einige Dinge machen den Löwenanteil meines Glückes aus, und das sind Frieden, Bildung, Nahrung, Ausflüge und die Verfügbarkeit von Medizin. Doch Frieden ist die Voraussetzung für alles andere. Deshalb bin ich aus meinem Land Somalia, in dem Krieg herrschte, ins friedliche Kenia geflohen.

Frieden. Frieden. Schon allein das Wort auszusprechen, lässt mich glücklich sein. Was ist Leben in Frieden? Ich sehe mich selbst in einem Pool der Freude liegen und sogar in mir drin würden Freudenbläschen aufsteigen. Für mich ist es ein pures Glück, in den frühen Morgenstunden aufzuwachen und es herrscht Frieden. Wo es keinen Frieden gibt, kann es kein Glück geben. Wenn man Frieden misst, misst man auch Glück. Kurzum: Wo ich Frieden habe, bin ich glücklich.

Daneben ist auch Bildung der Schlüssel zum Glücklichsein. Denn wer erfolgreich ist, kann die Früchte seiner Arbeit ernten. Bildung macht mich glücklich, wenn ich zum Beispiel einen Lehrer sehe, der genügend Geld verdient und viel Achtung in unserer Region genießt. Bildung gibt mir zukünftiges Glück: Ich freue mich auf den Tag, an dem ich die Schule abschließen werde. Der Gedanke spornt mich an, mich in der Schule anzustrengen, denn ich will die Begeisterung spüren. Bildung ist in der Tat ein Grundbedürfnis, das in meinem Land immer noch gestillt werden muss.

Genau wie das Sprichwort „Ein hungriger Mann ist ein wütender Mann“ sagt, ist es für mich schwierig, glücklich zu sein, wenn mein Magen leer ist. Aber wenn ich ihn bis zum Rand mit Es-

Was mich glücklich macht / Abshir Abdikadir Mohammed

sen fülle, dann gibt es kein Hindernis mehr zu meinem Glück. Es stimmt, ein hungriger Mann ist ein wütender Mann. Das merkte ich an dem Tag, als mich unser Lehrer in den Klassenraum einsperrte. Er verbot mir den ganzen Tag über, hinauszukommen, während alle meine Klassenkameraden zum Mittagessen gingen. Bis zur letzten Stunde dieses Tages war ich im Klassenraum. Nach der letzten Stunde befreite mich der Lehrer. Danach ging ich im Schnecken-tempo zu der Unterkunft meiner Familie hier im Flüchtlingscamp Dadaab. Als ich dort ankam, empfing mich der Duft des Essens. Ich fühlte mich glücklicher, als der Geruch in meine Nase stieg. Ein Blick meiner Mutter in mein Gesicht genügte und sofort gab sie mir zu essen. Nach dem Essen war ich glücklich wie ein König in seinem Palast. Also macht mich Essen glücklich. Das meiste Essen hier in Dadaab wird vom Welternährungsprogramm bereitgestellt und von CARE verteilt.

Auch Ausflüge machen mich glücklich. Ausflüge sind eine Freude und wenn wir uns freuen, sind wir glücklich. Ich hoffe immer, dass ich bald wieder einen Ausflug machen darf. Am glücklichsten machen mich Schulausflüge zum Meer oder einem See, aber nicht die zu den Nationalparks. Denn in meinem Herzen habe ich gelbe Augen und kann eine Hyäne oder einen Löwen nicht anschauen. Selbst wenn ich nur einen kurzen Blick auf ein Bild eines Löwen werfe, kommt es mir vor, als schaue ich in die Flammen eines Feuers.

Auch Medizin bringt Glück und Hoffnung in das Leben. Wenn Patienten Medizin verabreicht bekommen, sodass der Schmerz zurückgeht, kann das zur Genesung führen. Dann wird sich die Person glücklich fühlen. Eines Tages hatte ich sehr starke Schmerzen. An diesem Tag wusste ich selber nicht mehr, ob ich noch am Leben oder schon tot war. Erst als ich Medizin bekam, war ich glücklicher. Also macht mich Medizin glücklich.

Das Leben in Dadaab ist erträglich für uns Flüchtlinge. Die Vereinten Nationen, CARE und andere Hilfsorganisationen tragen dazu bei, dass wir glücklich sind. Auch die Regierung unseres Gastlandes spielte eine große Rolle.

/\

aus Kenia (Flüchtlingscamp in Dadaab)

Was mich glücklich machen kann

von Animbie Peace Charles

Ich heiße Animbie Peace Charles und ich lebe im Dadaab – Dagahaley Flüchtlingscamp. Hier gehe ich zur Illeys Grundschule in die achte Klasse. All meine Familienmitglieder machen mich glücklich. Meine Familie ist wie ein sicherer Hafen. Bei ihnen kann ich ich selbst sein. Ich brauche mich meiner Familie gegenüber nicht zu erklären, denn nur sie wissen, wer ich wirklich bin.

Wenn mich jemand anlügt oder verletzt, kann ich mich darauf verlassen, dass meine Familie mich unterstützen wird. Mich macht es auch glücklich, mich um meine Familie zu sorgen. Wenn ich zum Beispiel ein Spielzeug für meinen Bruder kaufe, macht ihn das glücklich. Oder wenn ich meiner Mutter einen Gefallen tue, dann küsst sie mich sanft und ist glücklich. Wenn ich meine Familie glücklich lächelnd sehe, dann ist mein Herz von Freude erfüllt.

Außerdem bin ich glücklich, wenn ich bei meiner Familie lebe. Und wenn sie für mich sorgen. Eigentlich kann mich niemand so sehr wie meine Familie lieben. Nur sie werden oft an mich denken und sich Sorgen machen. Auch Liebe macht mich glücklich. Dieses Gefühl ist so schwer zu beschreiben und zu erklären. Ich kann natürlich sagen, dass Liebe ein wunderschönes Gefühl ist, das ich immer fühlen werden will und mit meiner Familie und meinen Freunden teilen will.

Nicht nur eine Familie kann Menschen glücklich machen. Aber ich habe für diesen Aufsatz meine Familie gewählt, weil sie mich lieben und ich die Jüngste bin. Wenn ich sie sehe, schmilzt mein Herz zu Freude wie erwärmte Butter. Das vibrierende Lachen auf

Was mich glücklich machen kann / Animbie Peace Charles

aus Kenia

ihren Gesichtern strahlt Freude aus. Auch wenn sie jetzt nicht bei mir sind, sind sie immer noch in meinen Gedanken. Denn die Freude, die ich mit ihnen gespürt habe, hat keine Grenzen. Tränen rollen mir über die Wangen, wenn ich an sie denke. Während ich von ihnen erzähle, bin ich aufgeregt. Ich werde sie immer lieben und selbst dann glücklich sein, wenn sie nicht bei mir sind. „Liebe und Glück sind das Schönste“ – folge immer diesem Spruch.

/\

Was mich glücklich machen kann / Animbie Peace Charles

Dieser Sammelband wurde herausgegeben von CARE Deutschland-Luxemburg, vertreten durch den hauptamtlichen Vorstand: Karl-Otto Zentel, Stefan Ewers

Produktion

Projektleitung Thomas Knoll (knoll@care.de),
 Sabine Wilke (wilke@care.de)

Gestaltung studio jens mennicke
 (mennicke@jensmennicke.com)

Druck Imprimerie Centrale, Luxemburg

Wir danken der Imprimerie Centrale, Luxemburg für die freundliche Unterstützung.

Kontakt Hauptgeschäftsstelle
 Dreizehnmorgenweg 6, 53175 Bonn
 Tel.: 0228 - 9 75 63-0, Fax: -51
 E-Mail: info@care.de
 Internet: www.care.de

CARE in Luxemburg a.s.b.l.
43, Bd. Du Prince Henri,
L-1724 Luxembourg
Tel.: +352 26 20 30-60, Fax: -91
E-Mail: info@care.lu
Internet: www.care.lu

Spendenkonto 4 40 40 Sparkasse KölnBonn, BLZ: 370 501 98
 IBAN: DE 93370501980000044040
 BIC: COLSDE33
 www.care.de/spenden

www.care.de

Texte und Abbildungen unterliegen dem Copyright von CARE Deutschland-Luxemburg – Copyright © 2014. CARE® und das CARE Paket® sind eingetragene Warenzeichen von CARE.

Impressum



